

Dezember 12/2011

Aus dem Inhalt

Egbert Ballhorn Auf das Wort warten	353
Werner Kleine Das ist doch logisch! Oder?	355
Georg Lauscher „Priester überleben als Geistliche“	360
Elmar Struck Kaltzeit	364
Lothar Roos „Neuevangelisierung“ angesichts der „Gotteskrise“	367
Daniel Könen / Dominik Meiering Nikolaus-komm-in-unser-Haus.de	372
Martin Patzek Die Zukunft der Pflege im Alter	376
Literaturdienst: Heinrich Dickerhoff: Beten	381
Ulrich Wilckens: Grundlegende Themen biblischer Theologie Karl Borsch – Johann Bündgens (Hrsg.): Konzil und Bistum Wolfgang Erk (Hrsg.): Mit einem Engel durchs Jahr	

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

PD Dr. Egbert Ballhorn, Neue Straße 3, 31134 Hildesheim |
Dr. Werner Kleine, Goethestr. 64, 42327 Wuppertal |
Pfr. Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstr. 10,
52064 Aachen | Dr. Elmar Struck, Am Neutor 2, 53113 Bonn |
Prof. em. Dr. Lothar Roos, Collegium Albertinum, Adenauer
Allee 19, 53111 Bonn | Daniel Könen, BDKJ Köln, Pressestelle,
An St. Katharinen 5, 50678 Köln | Msgr. Dr. Martin Patzek,
Vidumestr. 1, 45527 Hattingen

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan
Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular
Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim |
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Egbert Ballhorn

Auf das Wort warten

„Worauf warten wir noch?“. Häufig wird diese Frage eher als Aufruf zum Handeln gebraucht. Dennoch lohnt es sich zu fragen: Worauf warten wir, noch?

Wie wollen wir bereit werden für die Zukunft, wenn wir uns nicht im Klaren darüber sind, worauf wir warten? Vielleicht wird häufig – in Gesellschaft und Kirche – zu viel erwartet und zu wenig gewartet. Vielleicht sind uns viele Erwartungen geblieben, aber das Warten ist abhanden gekommen. Vielleicht wird häufig viel zu viel von der Gegenwart erwartet und zu wenig von der Zukunft. Und gerade die Zukunft ist Gottes Zeit. Vielleicht werden wir dann für die unerwarteten Seiten Gottes offen, wenn wir wieder das Warten erlernt haben.

Worauf warten die Psalmen-Menschen? In Ps 119,81 heißt es: „Es verzehrt sich nach deinem Heil meine Seele; auf dein Wort warte ich“. Das ist Sehnsucht mit Leib und Seele. Der ganze Mensch ist an die Grenzen gestoßen; die Seele ist erschöpft und geradezu an ihr Ende gekommen. Sie spürt aber auch, was ihr fehlt. Sie erwartet sich von Gott das, was sie sich selbst nicht geben kann. Die Seele weiß aus innerstem Wesen, wo das ist, wonach sie verlangt. Schon in dieser inneren Ausrichtung ist großer Trost. In der Sehnsucht ist Schmerz und Mangel, zugleich aber auch Nähe, Zärtlichkeit und Vertrauen enthalten. Denn die Leere und der Mangel sind nicht einfach Fehlen und Abwesenheit, sondern sie sind auf ein Du ausgerichtet. Das Heil Gottes wird nicht allein erwartet. Auf seine eigene Weise hat es in der Sehnsucht schon begonnen anzukommen, wurzelt es schon dort, wo es erwartet wird.

Die zweite Hälfte des Psalmverses konkretisiert, in welcher Gestalt Gott zu erwarten ist: im Wort. Gott kommt in der Bibel nicht allein in Feuer und Erdbeben, das auch, vor allem aber kommt er in seinem Wort. Gottes Wort ist machtvoll. Und zugleich ist es demütig. Davon zeugen unsere Gottesdienste. Sie zeugen von der Anwesenheit Gottes, aber auch von seiner Demut. Wie schnell ist das kostbare Wort überhört und übergangen. Wie schnell ist es weggesprochen und beiseitegelegt.

Gottes Wort bindet sich an das Wort der Menschen. Es braucht jeden und jeden Tag einen Menschen, der es ganz konkret für sich selbst oder für die versammelte Gemeinde ausspricht, der es nicht nur verlauten lässt, sondern ihm seinen eigenen Atem zur Verfügung stellt, seine eigene Stimme, seinen eigenen Körper, in dem es Resonanz findet.

Das Wort Gottes wird Fleisch in jeder Bibellesung, wird Körper in jedem Menschen, der es ausspricht. Gott nimmt unser Fleisch an. Der große Akt der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus findet seine Fortsetzung in jedem Menschen, der die Worte der Schrift liest oder murmelt oder spricht. Auch darin besteht die Christologie der Psalmen. Das Wort bindet sich an die Menschen, um durch sie Gestalt anzunehmen, um in ihnen zu wirken und um sie auf sich hin zu verwandeln. Für mich ist gerade der Psalter das Buch des Dranbleibens an Gottes Wort. Jeder gelesene, meditierte, betrachtete, gesungene, jeder geseufzte und jeder gejubelte Psalmvers ist ein Stück Inkarnation. Tag für Tag. Die Psalmen sind ein einziges Warten auf Gottes Wort, sie sind zugleich ein beständiges Ankommen dieses Wortes.

Dies ist der Grund, warum es lohnt, am Wort Gottes in Gestalt der Psalmen daran zu bleiben. Es braucht Beharrlichkeit, bis sich die Worte erschließen. Manche bleiben vielleicht auch verschlossen, aber anderes eröffnet neue Horizonte. Auch die Gottesbegegnung braucht Geduld. Auf das Wort Gottes zu warten heißt jedoch, es für möglich zu halten, dass er in dieser Gestalt ankommt,

dass er sich menschliche Worte zu Eigen macht, um seine göttliche Gegenwart zu bewirken. Auf das Wort zu warten heißt zugleich, sich für diese Begegnung bereitzuhalten, sich dafür zu öffnen, dass Gott mir auf unbekannte Weise, auf überraschende Weise und vielleicht auch auf bestürzende Weise begegnet.

Dies ist die geheimnisvolle Dialektik des Gotteswortes in der Bibel. Einerseits ist es schon längst da, steht uns Wort für Wort, Vers für Vers, Psalm für Psalm zur Verfügung. Und andererseits ereignet es sich in jeder Lesung neu, wenn es ausgesprochen wird. Das Wort Gottes wartet auf uns, in großer Demut. Und es kann geschehen, dass jedes einzelne Wort zum Tor werden kann, durch das Gott in die Mitte unserer Existenz tritt. Darauf lohnt es sich zu warten.

Sollten die Betrachtungen zu den Psalmenversen in diesem Jahr den einen Leser oder die andere Leserin dazu ermutigt haben, am Wort Gottes in Gestalt der Psalmen dranzubleiben, es zu erwägen, es auf seinen Sinn hin abzutasten und es zu den Fragen des eigenen Lebens in Beziehung zu setzen, neu zu lernen, die Hoffnung auf den lebendigen Gottes Israels und Jesu zu setzen, dann soll es mich freuen.

„Ich aber will beständig warten – und all deinen Lobgesang vermehren“ (Ps 71,14).

Liebe Leserinnen und Leser,

vielleicht keinen ganz einfachen, aber in jedem Fall für die Vorbereitung der Weihnachtspredigt bedenkenswerten Einstieg bietet der Pastoralreferent und Neutestamentler **Dr. Werner Kleine** von der City-Pastoral Wuppertal, indem er deutlich macht, dass auch bei der Verkündigung die Logik ihre Gültigkeit nicht verlieren darf.

Der Aachener Spiritual **Pfr. Georg Lauscher** setzt seine sehr lebenspraktisch orientierten Anstöße, wie priesterliches (Über-)Leben in aktueller Zeit möglich ist, deren erster Teil im Juli zu lesen war, im Blick auf die Ausgestaltung des geistlichen Lebens fort.

Unter ganz anderem Gesichtspunkt blickt auf unsere Gegenwart der Leiter der Kath. Ehe- und Familienberatung in Bonn, **Dr. Elmar Struck**, der aus psychologischer Sicht Wahrnehmungshilfen für alle Seelsorgenden bietet, wie sich Paarbindung heute gestaltet.

Prof. Dr. Lothar Roos, Emeritus für Christl. Gesellschaftslehre an der Uni Bonn und Freiburger Diözesanpriester, geht dem Gedanken der „Neuevangelisierung“ bei Benedikt XVI. nach, wie er ihn in Gesprächen mit Peter Seewald entfaltet und der zur Ausrufung eines Jahres des Glaubens ab Oktober 2012 geführt hat.

David Könen, Presseprecher des BDKJ in der Stadt Köln, und **Pfr. Dr. Dominik Meiering**, Jugendseelsorger in Köln und im Rhein-Erft-Kreis, stellen passend zum Dezember als Beispiel für Kirchenhandeln in säkularer Gesellschaft ein Kreise ziehendes Nikolaus-Projekt vor.

Msrgr. Dr. Martin Patzek, Essener Diözesanpriester und Dozent für Caritaswissenschaft am Diakoneninstitut Köln, bietet schließlich eine Lesehilfe für das Schreiben der Dt. Bischofskonferenz „Die Zukunft der Pflege im Alter“ aus diesem Jahr. Kirchlicherseits auf sie zu blicken ist ein Aspekt inkarnatorischer Theologie mit Alltagskonsequenzen.

Mit meinem Gedicht am Ende des Heftes wünsche ich Ihnen von Herzen ein gesegnetes, von der Leuchtkraft des Christus-Sterns erfülltes Weihnachtsfest nach einer darauf geistlich vorbereitenden Adventszeit

Ihr



Gunther Fleischer

Das ist doch logisch! Oder?

Die Bedeutung der Logik für die Glaubensverkündigung

Gerade in Zeiten, in denen zu glauben nicht mehr selbstverständlich ist, kommt einer soliden und reflektierten Verkündigung besondere Bedeutung zu. Bereits die neutestamentlichen Briefe, vor allem die des Paulus, legen ein beredtes Zeugnis für eine rhetorisch fundierte Verkündigung ab.

1. Die rhetorische Dimension der Predigt

Soll eine solche Verkündigung nicht von vorneherein auf tönernen Füßen stehen, muss sie glaubwürdig und plausibel sein. Gerade hier zeigt sich die Notwendigkeit der Beachtung der rhetorischen Dimension der Predigt, denn: „Die Rhetorik ist keine Kunst der schönen Phrasen in blumigem und geschraubtem Stil; sie ist vielmehr die Kunst der Überredung und Überzeugung, die in einem Gespräch oder in einem Schriftstück praktiziert wird.“¹

Es kann also auch der Predigt, will sie zeitgemäße Verkündigung sein, die die Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist nicht scheut, nicht bloß um vermeintlich spirituelle Beschaulichkeit gehen. Schon Paulus weist auf die eigentliche Dimension der Verkündigung hin, wenn er etwa den Thessalonichern schreibt: „Denn wir predigen nicht, um euch irrezuführen, in schmutziger Weise auszunutzen oder zu betrügen, sondern wir tun es, weil Gott uns geprüft und uns das Evangelium anvertraut hat, nicht also um den Menschen, sondern um Gott zu gefallen, der unsere Herzen prüft“ (1 Thess 2,4). Und

den Korinthern gegenüber betont er, dass „seine Botschaft und Verkündigung (...) nicht Überredung durch gewandte und kluge Worte, sondern (...) mit dem Erweis von Geist und Kraft verbunden [war]“ (1 Kor 2,4).

Tendiert für Paulus der Wille zur Überredung offenkundig zur Irreführung, sieht die moderne Rhetorik ihre legitimen Ziele in der Überredung und der Überzeugung. In beiden Fällen geht es um die Anwendung argumentativer Techniken, „die darauf abzielen, eine Zustimmungsbereitschaft zu vorgelegten Thesen beim Hörer zu wecken oder zu verstärken“.²

Die Wirksamkeit einer Rede steht damit nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Qualität der Argumentation.³ Inwiefern sich eine Rede oder Predigt tatsächlich auswirkt, ist wesentlich auch von der Haltung und den Voreinstellungen der Zuhörerschaft abhängig. Gerade hier ist eine wichtige, auf Immanuel Kant zurückgehende Unterscheidung von „Überredung“ und „Überzeugung“ notwendig: „Wenn es für jedermann gültig ist, sofern er nur Vernunft hat, so ist der Grund desselben objektiv hinreichend, und das Fürwahrhalten heißt alsdenn *Überzeugung*. Hat es in der besonderen Beschaffenheit des Subjekts seinen Grund, so wird es *Überredung* genannt.“⁴ Daraus folgt für I. Kant: „Überredung ist ein bloßer Schein, weil der Grund des Urteils, welcher lediglich im Subjekte liegt, für objektiv gehalten wird. Daher hat ein solches Urteil auch nur Privatgültigkeit, und das Fürwahrhalten lässt sich nicht mitteilen.“⁵

Überredung hat an sich eine manipulative Intention. Die Haltung eines Zuhörers wird oberflächlich verändert. Es wird ein subjektives Wahrheitsempfinden generiert, dessen Objektivität erst noch hergestellt werden muss. Erweist sich die Differenz zwischen subjektivem Empfinden und objektiver Realität im Nachhinein als zu groß, wird die Argumentation als manipulativ enttarnt. Hier steht nicht zuletzt die Glaubwürdigkeit des Redners zur Disposition. Das Streben nach Überzeugung hingegen ist auf eine grundlegende und dauerhafte Einsicht angelegt.

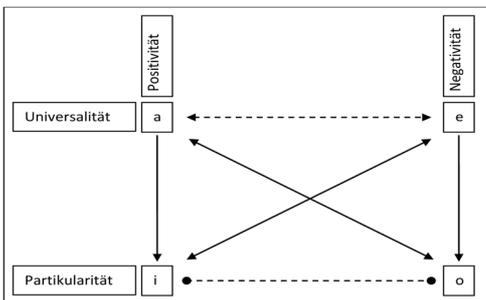
2. Überzeugend logisch

Seit der Antike befassen sich Rhetoriker, die sich in der Moderne nicht selten auch als Kommunikationstheoretiker bezeichnen, mit der Systematisierung argumentationstheoretischer Grundlagen. Ein wesentliches Kapitel stellen dabei die Regeln der Logik dar. Prägend geworden sind dabei die aristotelischen Regeln der Logik, die freilich in der Moderne weiter verfeinert wurden.⁶ Neben dem aristotelischen Syllogismus oder *mittelbarem Schluss*⁷ sind hier vor allem die *unmittelbaren Schlüsse* von Interesse⁸, insofern sie für darauf angelegt sind, die Zuhörer zu überzeugen. Die *unmittelbaren Schlüsse* folgend dabei nicht nur einem grundlegend logischen Prinzip; sie setzen

auch voraus, dass der Hörer aktiv mitarbeitet. Er muss die eigentlichen Schlüsse selbst ziehen. Ein Redner, der sich der Logik unmittelbarer Schlüsse bedient, nimmt also nicht nur den Intellekt seiner Zuhörer ernst; er bezieht ihn mit ein, sodass der Hörer nicht bloß vom Redner überredet wurde, sondern durch den Prozess des Selbst-Erkennens zu einer Überzeugung gelangt ist.

a. Das logische Viereck

Die *unmittelbaren Schlüsse* basieren ihrerseits auf dem Modell der allgemeinen Logik. Die Regeln der allgemeinen Logik lassen sich übersichtlich an folgender Grafik veranschaulichen⁹:



Das logische Viereck besteht aus vier Knoten, die sich jeweils durch eine quantitative und eine qualitative Dimension bestimm-

men lassen. Sie sind entweder zustimmend (affirmierend) oder negierend¹⁰ (qualitative Dimension) sowie universell oder partiell (quantitative Dimension). Die einzelnen Knoten stehen dabei in einem logischen Verhältnis zueinander. Auf der quantitativen Ebene schließen die Knoten a und Knoten e einander grundsätzlich aus. Ihr Verhältnis ist *konträr*. Die Knoten i und o stehen in einer *disjunktiven* Relation zueinander, d.h., beide Aussagen können zwar nebeneinander existieren, beide zugleich können aber nicht verneint werden.

Betrachtet man die qualitative Ebene, so stellen die Relationen der Knoten a und i sowie e und o *Implikationen dar*¹¹: a schließt immer i ein und e immer o. Die Kreuzrelationen a und o sowie e und i hingegen sind *kontradiktorisch*, d.h. beide zugleich können nicht wahr sein, wohl kann eine wahr und die andere falsch bzw. beide können falsch sein.

Die verschiedenen Knoten sind in einem logischen System miteinander verbunden. Daher steht eine Aussage – eine weitere, gerade für die Rhetorik bedeutsame Folge – nie nur „für sich“. Sie bringt immer auch die anderen mit ihr logisch verbundenen Komplementäraussagen zum Mitklingen.¹²

b. Ein viel gehörtes Beispiel: Wer glaubt, ist glücklich!

Die eben erörterten logischen Relationen hören sich für den Ungeübten theoretisch und abstrakt an. Sie gewinnen aber sofort an Anschaulichkeit, wenn man sie in die praktische Anwendung bringt. Als Beispiel soll hier eine Sentenz dienen, die mehr oder weniger bewusst in vielen Predigten verwendet wird: *Wer glaubt, ist glücklich*.

Die Aussage ist qualitativ positiv und quantitativ universell zu werten, insofern sie durch den Satz „Jeder, der glaubt, ist glücklich“ ersetzt werden könnte. „Jeder“ ist exklusiv und lässt keine Ausnahmen zu. Die Aussage „Wer glaubt, ist glücklich“ nimmt also innerhalb des logischen Vierecks die Position a ein.

Wendet man jetzt die Relationen des logischen Vierecks an, dann ergeben sich folgende Komplementäraussagen:

i = Einige, die glauben, sind glücklich.

o = Wer nicht glaubt, ist glücklich.

e = Einige, die nicht glauben, sind glücklich.

Da der Satz „Wer glaubt, ist glücklich“ aber in sich eine Folgerung zwischen Glauben und Glücklichkeit herstellt, kann das logische Viereck auch auf der Positivität der Aussage „Glück“ aufgebaut werden. Dann ergeben sich im Unterschied zur ersten Variante, die auf der Positivität der Aussage „Glauben“ aufbaut, folgende Relationen:

i = Einige, die glauben, sind glücklich.

o = Wer glaubt, ist unglücklich.

e = Einige, die glauben, sind unglücklich.

Ob diese Aussage auf Überzeugung oder nicht doch bloß auf eine vordergründige Überredung aus ist, hängt nicht zuletzt davon ab, ob sie wahr ist. Der Wahrheitsgehalt der Aussage kann nachgeprüft werden, indem man die Wahrheit oder Falschheit der anderen Knoten (empirisch) überprüft.

Konkret bedeutet das: Wenn der Satz „Wer glaubt, ist glücklich“ wahr ist, dann muss die Aussage „Wer nicht glaubt, ist glücklich“ bzw. „Wer glaubt, ist unglücklich“ ebenso falsch sein wie die Aussage „Einige, die nicht glauben, sind glücklich“ bzw. „Einige, die glauben, sind unglücklich“.

Nun gibt es Menschen, die nicht dem christlichen Glauben (denn hierauf bezieht sich der viel verwendete Predigtsatz) folgen, und trotzdem ein gelingendes und glückliches Leben leben. Und es gibt Gläubige, die trotzdem depressiv und unglücklich sind (hier gibt es allein in der Bibel selbst zahlreiche Beispiele, etwa der desillusionierte Elija unter dem Ginsterstrauch in 1 Kön 19). Nicht zuletzt hat jüngst „Die Zeit“ in ihrer Ausgabe vom 29. September 2011 über eine religionspsychologische Studie berichtet, die den zwingenden Zusammenhang von Glaube und Glück in Abrede stellt.¹³

An dieser Stelle gerät die Aussage „Wer glaubt, ist glücklich“ ins Wanken. Denn wenn

es Menschen gibt, die zwar glauben, aber nicht glücklich sind, oder Menschen, die zwar nicht glauben und trotzdem glücklich sind, dann ist der zwingende Zusammenhang zwischen Glaube und Glück, der in dem Satz behauptet wird, falsch. Der Satz hört sich auf den ersten Blick zwar gut und richtig an; er ist es aber nicht. De facto handelt es sich hier also um keine logische, sondern um eine *quasi-logische* Aussage.

c. Die Gefahr quasi-logischer Aussagen

Gegenüber den logischen Argumenten weisen die quasi-logischen Aussagen einen Mangel an Strenge und Präzision auf.¹⁴ Das ist innerhalb einer Rede oder Predigt nicht zwingend defizitär. Quasi-logische Argumente können durchaus formal reguläre Schlussverfahren hervorrufen.¹⁵ Prinzipiell sind quasi-logische Aussagen aber darauf ausgerichtet, eine Argumentation aufzubauen, die auf einer scheinbar sicheren Grundlage fußt. Dabei geht es bei der Verwendung quasi-logischer Argumente „nicht um eine korrekte oder inkorrekte Beweisführung, sondern um stärkere oder schwächere Argumente, die sich gegebenenfalls noch mit Hilfe von Argumenten eines anderen Typus wirksamer machen lassen“.¹⁶

Quasi-logische Argumente haben also durchaus ihre Berechtigung, denn sie schaffen auf Seiten der Hörerschaft eine grundlegende Bereitschaft zur Zustimmung. Allerdings reichen sie alleine nicht aus und bedürfen der Unterstützung echter Argumente, denn: „Den Gutgläubigen beeindruckt der logische Anschein dieser Argumente, dem Spezialisten der formalen Logik fällt dagegen vornehmlich das auf, was sie von der rigorosen Deduktion unterscheidet.“¹⁷

Quasi-logische Argumente stehen damit in der grundlegenden Gefahr, als solche entlarvt zu werden. Die Gefahr ist umso größer, je weniger quasi-logische Aussagen durch starke, echte Argumente unterstützt werden. Unterbleibt diese Unterstützung und wird ein Argument als quasi-logisch entlarvt, so

löst die Rede bzw. Predigt im besten Fall Widerspruch aus. Das kann durchaus kalkuliert sein. Bedenklich hingegen ist die unreflektierte Verwendung quasi-logischer Aussagen, weil sie sich einfach gut anhören: „Behauptet man bei der Argumentation irgendwelche unüberlegten Thesen, deren unvereinbare Konsequenzen mit anderen unbestreitbaren Thesen man nicht überschaut, dann setzt man sich der ‚Lächerlichkeit‘ aus. Die Lächerlichkeit ist die Sanktion für eine unbedachte oder ungewollte Überschreitung einer akzeptierten Regel.“¹⁸

d. Der erste Blick gilt nur der Oberfläche

Diese Gefahr quasi-logischer Argumente holt auch die Aussage „Wer glaubt, ist glücklich“ ein. Denn ohne Zweifel ist der behauptete Zusammenhang von Glaube und Glückseligkeit nicht zwingend. Selbst wenn die Aussage „Wer glaubt, ist glücklich“ auf den ersten Anschein hin bei einem entsprechend disponierten Auditorium zustimmendes Kopfnicken erzeugen dürfte, kann die Erfahrung, dass auch Glaubende unglücklich sein können, den Inhalt der Predigt als solche in Frage stellen.

Ähnlich verhält es sich bei anderen in Predigten oder anderem kirchlichen Schriftgut verwendeten Sentenzen wie etwa „Wer glaubt, ist nie allein“ oder „Wer glaubt hat keine Angst“. Vor allem letztere ist problematisch. Die Angst ist nicht nur eine existentielle Eigenschaft des Menschen¹⁹. Sie kann als pathologische Ausformung die Lebensqualität des Menschen beeinträchtigen. Aus allgemeinärztlicher Sicht sind sogar 30% aller Patienten von einer Angsterkrankung betroffen²⁰. Auf die Gottesdienstbesucher übertragen bedeutet das, dass jeder dritte angsterkrankt ist und die Aussage, wenn sie denn wahr wäre, für sich aufgrund der logischen Gesetzmäßigkeiten so deuten müsste, dass er eben nicht oder wenigstens nicht richtig glaubt. Die unbedachte Behauptung zwischen Glauben und Angstfreiheit löst bei

Betroffenen so eher noch größere Ängste aus und führt sie in einen Teufelskreis.

So sehr solche Predigtsentenzen auf den ersten Blick Zustimmung auslösen mögen, so sehr bleibt diese doch oberflächlich. Die nähere Betrachtung lässt nicht selten Zweifel aufkommen, die die gesamte Argumentation einer Predigt wanken lässt und so das Ziel der eigentlichen Verkündigung in Gefahr bringt.

3. Weihnachten – das Fest der Logik

Weihnachten ist das Fest, an dem die Kirche feiert, dass das Wort – der Logos – Fleisch wurde. Gerade deshalb ist Weihnachten auch ein logisches Fest. Weihnachten zu predigen, ist aber nicht nur deshalb eine besondere Herausforderung. Schließlich versammelt sich anlässlich der Weihnachtsgottesdienste eine ganz besondere Gemeinde. Aber gerade weil Weihnachten als jährlich wiederkehrendes Fest für den liturgischen Profi zu einer immer wiederkehrenden Routine zu erstarren droht, ist die Gefahr gegeben, sich in der Weihnachtspredigt auf die vermeintlich sicheren Gefilde der Verkündigung des Friedensfestes oder Ähnliches zu begeben. Dabei birgt das Weihnachtsfest als Fest des fleischgewordenen Logos doch manchen logischen Ansatzpunkt, der nicht nur die Besonderheit der versammelten Gottesdienstgemeinde in einem ganz eigenen Licht erscheinen lässt. Sofern man die Weihnachtsbotschaft aus der Perspektive der Logik betrachtet, trägt sie auch etwas zu einer in der Gegenwart diskutierten theologischen Frage aus: Gilt die Erlösungstat Christi „den vielen“ oder „allen“.

Ausgangspunkt für die weihnachtliche Verkündigung ist hier die Botschaft „Gott wird Mensch“. Die Aussage ist grundsätzlicher Natur, denn Gott wird ja nicht nur „teilweise“ Mensch, sondern – wie es das Konzil von Chalcedon formuliert hat – „in allem uns gleich, außer der Sünde“. Dabei fasst Paulus die Erlösungstat Gottes zusammen: „Er hat den, der keine Sünde kannte, für uns zur

Sünde gemacht, damit wir in ihm Gerechtigkeit Gottes würden" (2 Kor 5,21).²¹

Die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus bedeutet also eine Totalidentifikation Gottes mit dem Menschen an sich, die auch das „zur Sünde gemacht“ nicht ausschließt. Gott wird in Jesus Christus also Mensch, mit allem, was dazu gehört.

Logisch heißt das also, dass Gott ganz Mensch wird. Die Trennung zwischen Gott und Mensch wird damit grundsätzlich aufgehoben. Gerade darin besteht die Erlösung, eben „für alle“ und nicht bloß „für die vielen“. „Für die vielen“ beinhaltet eine quantitativ-partikuläre Dimension, die eben zu einem „nicht alle“ führt. Wenn Gott aber nicht für alle Mensch wird, müssten diese Menschen durch Aspekte gekennzeichnet sein, mit denen Gott sich nicht identifizieren würde. Dann wäre Gott eben nur „ein bisschen“ Mensch geworden. Die Universalität der Aussage „Gott wird Mensch“ lässt nur den Schluss „für alle“ zu – auch für diejenigen Gottesdienstbesucher, deren regelmäßige Gottesdienstteilnahme sich auf das Weihnachtsfest beschränkt.

4. Die logische Konsequenz

Vielleicht mögen dem einen oder anderen Leser die Ausführungen zur Logik zu abstrakt oder weit hergeholt erscheinen. Tatsächlich kostet es anfänglich etwas Mühe, sich in die Folgen der Logik einzudenken. Man kann diesen Folgen aber auch nicht ausweichen. Die Logik wirkt im Menschen. Gerade deshalb kann man sie auch gewinnbringend für die Verkündigung anwenden. Die Beispiele aus dem Neuen Testament zeigen, dass eine logische Vorgehensweise ganz neue Möglichkeiten einer Verkündigung, die die Adressaten ernst nimmt, aufzeigt. Eine logische Predigtvorbereitung lohnt sich also – und das nicht nur an Weihnachten!

Anmerkungen:

¹ C. Perelman, Logik und Argumentation, Weinheim 19942, S.63. Dabei fügt C. Perelman, der sich explizit an Juristen wendet, hinzu: „... und für Juristen

vor allem im Gebrauch der Argumentation besteht.“ Was C. Perelman hier mit Blick auf die Rechtsgelehrten ausspricht darf grundsätzlich für jede Form von auf Überredung und Überzeugung ausgelegter Rhetorik gelten.

² C. Perelman, Logik, S. 74 (kursiv im Original).

³ Vgl. ebd., S. 92.

⁴ I. Kant, Kritik der reinen Vernunft, Riga 1781, S. 820 (Hervorhebungen im Original)

⁵ Ebd.

⁶ Zu letzterem vgl. C. Perelman, Logik, S. 5-61.

⁷ Vgl. hierzu ebd., S. 37ff.

⁸ Vgl. zum Folgenden ebd., S. 31ff sowie E. Güttgemanns, Einführung in die Linguistik für Textwissenschaftler, Bonn 1978, S. 95ff.

⁹ Zur Grafik siehe C. Perelman, Logik, S. 31 sowie E. Güttgemanns, Einführung, S. 97.

¹⁰ Hieraus ergeben sich traditionell die auf die lateinischen Definitionen zurückgehenden Bezeichnungen der Knotenpunkte: Zustimmung – affirmo/Negierende: nego.

¹¹ Die Umkehr dieser Relation wird als Replikation bezeichnet. Sie ist für die Wirkung von Reden von besonderer Bedeutung, wie später zu zeigen sein wird.

¹² Vgl. E. Güttgemanns, Einführung, S. 106: „Der logische Wert einer bestimmten Proposition [ist] durch diejenigen logischen Relationen bestimmt, die er zu denjenigen anderen Werten hat, die mit ihm ein Propositionensystem bilden: keine Proposition kann quasi ‚für sich‘ definiert werden, sondern immer nur in ihren logischen Relationen zu ihren Komplementärpropositionen.“

¹³ Vgl. Die Zeit, 29. September 2011 (Nr. 40), hier zitiert in der Online-Version (Quelle: <http://www.zeit.de/2011/40/Religionspsychologie> – Stand 4.10.2011). Dort heißt es unter anderem: „Das Fazit der Forscher: Der Wohlfühleffekt der Religion beruhe vor allem auf der Wertschätzung, die man von seinem sozialen Umfeld erfahre. Falle diese weg, sinke auch das Wellnessgefühl. (...) In der Religion geht es schließlich darum, nicht immer nur ans eigene Wohlergehen, sondern auch an andere zu denken – und das unabhängig von gerade herrschenden gesellschaftlichen Normen. Wer Jesus als Glücksratgeber missversteht, sollte vielleicht mal wieder ins Neue Testament schauen.“

¹⁴ Vgl. C. Perelman, Das Reich der Rhetorik. Rhetorik und Argumentation, München 1980, S. 60; siehe ebenso ders., Logik, S. 106.

¹⁵ Vgl. C. Perelman, Logik, S. 106.

¹⁶ C. Perelman, Reich, S. 60.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ C. Perelman, Logik, S. 61 (Hervorhebung im Original).

¹⁹ Selbst Jesus Christus hat am Abend vor seinem Kreuzestod im Garten Gethsemane Angst erlebt (vgl. Mk 14,33 parr).

²⁰ Vgl. ZPID – Leibniz Institut, Psychologie Information, <http://www.zpid.de/redact/category.php?cat=58> (Stand 6.10.2011). Dort heißt es außerdem: „Angststörungen [gehören] in Abhängigkeit von Alter und dem zugrunde gelegten diagnostischen Klassifikationssystem mit einer Lebenszeitprävalenz zwischen 9,2% und 24,9% (Perkonig & Wittchen, 1995) zu den häufigsten psychischen Störungen.“

²¹ Dass die Frage der Logik bereits in der Rhetorik des Paulus eine wichtige Rolle spielt, weist für den Zweiten Korintherbrief nach: W. Kleine, Zwischen Furcht und Hoffnung. Eine textlinguistische Untersuchung des Briefes 2 Kor 1-9 zur wechselseitigen Bedeutsamkeit von Apostel und Gemeinde (BBB 141). Berlin 2002.

Dank und Willkommen

Nach 12 Monaten Geleit durch die Welt der Psalmen in Auslegung, Anregung für die Meditation und Impulsen für den lebendigen Umgang mit ihnen danke ich, auch im Namen der Leserschaft, ganz herzlich Herrn **PD Dr. Egbert Ballhorn** und wünsche ihm, dass er als Sämann des Wortes auf empfänglichen Boden getroffen ist und in seiner Arbeit weiterhin trifft.

Zugleich begrüße ich für das neue Jahr Herrn **Pfarrer Georg Lauscher**. Er ist Spiritual in der Priester- und Diakonenausbildung des Bistums Aachen und zugleich Geistlicher Begleiter für die hauptamtlich in der Pastoral Tätigen. Sein Jahresthema für die Eingangsmeditationen lautet im Anschluss an ein Wort des Künstlers Udo Mathee und im Blick auf 50 Jahre Vaticanum II: „Tradition heute“. War doch das aggiornamento ein Grundanliegen des Konzils. Schon heute danke ich ihm für seine Bereitschaft und bin mit Ihnen als Leserinnen und Lesern gespannt, wohin er uns führt. Sein nebenstehender Artikel macht schon einmal Geschmack. *Gunther Fleischer*

Georg Lauscher

„Priester überleben als Geistliche“

Im folgenden wird eine weitere These¹ des Aachener Psychiaters und Psychotherapeuten Dr. Frank Löhner aufgegriffen und vertieft, die dieser dem Priesterrat des Bistums Aachen vorrug.² Wenn es da heißt „Wie überleben Weltpriester?“, so ist dieses Überleben nicht als ein gequältes, sondern als ein zukunftssträchtiges, möglichst erfülltes Leben zu verstehen. Priester werden oft Geistliche genannt. Sind sie es auch? Wie können sie es noch sein unter den Bedingungen heutiger Pastoral? Leben nicht viele Laien ein geistlicheres Leben?

Nach den Worten des Kirchenvaters Irenäus dürfen wir unser Leben als ein geistliches Leben verstehen, insofern darin der Geist Gottes Seele und Leib miteinander verbindet und durchdringt. Wir dürfen wohl ergänzen: Geistlich wird ein Leben, insofern der Geist Gottes darin das Persönliche und das Soziale, Gemeinschaftliche miteinander verbindet und durchdringt.

Geistliches Leben ist also etwas Vitaleres und anspruchsvoller als von Berufs wegen oder nach Gutdünken fromm sein. Im geistlichen Leben geht es um ein beständiges Sich-Wandeln(-Lassen) vom alten zum neuen Menschen, zu Christus hin.

Angesichts der enormen und weiterhin anwachsenden Arbeitsbelastung der Priester erleben immer mehr Priester die Aufgabe, ihr Leben geistlich zu gestalten, als glatte Überforderung. Da scheint ein relativ beliebiges, an den eigenen Bedürfnissen und Stimmungen sich orientierendes geistliches Leben das einzig lebbare. Doch einem solchen geht bald die Luft aus. Denn es hat dem allgegenwärtigen Druck nichts entgegensetzen.

Geistlich leben bedeutet immer auch wach und widerständig leben! Dazu bedarf es einer zumindest minimalen, lebensnahen, kontinuierlich gelebten Grundstruktur.

Ich bin mir im Klaren darüber, dass ich uns mit dem Folgenden einen Spiegel vorhalte, in den wir nicht gerne schauen, weil uns manche Falten und Narben im eigenen Gesicht vor die Augen kommen.

Es ist ein erster Schritt zu Umkehr und Kurskorrektur, wenn ein Priester am Anfang der geistlichen Begleitung sagt: „Ich führe im Grunde kein geistliches Leben mehr. Ich weiß nicht, wie dies bei all der Arbeit noch gehen soll.“

Ohne dass wir darin je im Leben fertig und vollkommen werden, scheint mir doch nichts so sehr der Mühe wert zu sein, wie eine Selbstüberprüfung und Orientierung an der bewährten dreifachen Grundstruktur geistlichen Lebens: wahrhaftiges Gebet – geistliche Begleitung – echte Jahresexerziten.³ Ich schlage vor, diese drei für sich selbst als verbindlich anzunehmen. Sind sie nicht drei grundlegende Elemente unseres Dienstes und somit auch unserer Dienstzeit?

Ich bin überzeugt: Priester sein ohne diese drei geht nicht gut!

„Behalten Sie sich ein Loch!“ Dieses Motto wurde Hans Urs von Balthasar von seinem Lehrer Erich Przywara mit auf den Weg gegeben.⁴ Eine Offenheit für den je anderen Willen Gottes. Ohne solch ein „Loch“, solch eine Öffnung zum Anderen hin verfallen wir – und dies gilt nicht zuletzt für Zölibatäre – einer Art „Mittelpunkts-Irrtum“. Diese drei „institutionalisierten Löcher“ – täglich, monatlich, jährlich in die Lebensgestalt eingefügt – brechen meine Eigenheiten, meinen Eigenwillen, die ich selbst ohne den kritischen Anderen nicht einmal bemerke, immer wieder auf und weiten mir vom Glauben her den Blick auf die Wirklichkeit. Dies habe ich gerade auch als Priester nötig. Dessen bedarf ich, um für andere geistlich dasein zu können.

Unser alter, ichbezogener Mensch neigt zu dem spontanen Dreischritt: denken – sprechen – handeln. Wir überspringen gerne das

grundlegende, nüchterne, nicht beschönigende Wahrnehmen der Realität. Dieses bedarf der Zeit, des Innehaltens und Innewerdens. „Nur in Umkehr und Ruhe liegt eure Rettung, nur Stille und Vertrauen verleihen euch Kraft“ (Jes 30,15). Wahrnehmen, das Wahrgenommene ehrlich benennen und im Licht Gottes sich klären und ordnen lassen – eher so geht die innere Bewegung des Glaubens, bevor sie ins Verkündigen und Handeln mündet. In dieser geistlichen Dynamik von Läuterung, Klärung (via purgativa), Erhellung, Erleuchtung (via illuminativa) und Einigung (via unitiva)⁵ geschieht je neu und sich vertiefend unsere „Umwandlung in Christus“.⁶

1. Tägliches, wahrhaftiges Beten

Ohne Beten gibt es kein Wachstum im Glauben. Ohne tägliches Beten ist der Glaube tot. Letztlich geht es um ein Beten, dass unser ganzes Lebenshaus „vom Keller bis unters Dach“ beatmet und läutert – von unseren triebhaften Abgründen bis in unsere geistigen Höhenflüge hinein. Es geht um ein Beten, das über die Zeiten ausdrücklichen Betens hinaus unsere ganze Lebenszeit erfasst in Richtung des immerwährenden Betens (Lk 18,1; 1Thess 5,17).

„Lehre uns beten“, bitten die Jünger Jesus, als sie ihn immer wieder still und einsam beten sehen. Sie bitten wohl um ein formuliertes Gebet wie es andere religiöse Gruppen („die Jünger des Johannes“ – Lk 11,1) kennen. Er gibt ihnen das Vaterunser, wenige Sätze nur, die allerdings von einem radikalen Perspektivenwechsel ausgehen: vom Mein zum Dein! Jesus nimmt ein tradiertes Gebet und formuliert es um! Ansonsten warnt er vor dem „Viele-Worte-machen“. Das nennt Er „heidnisch“. Öffentlichem Beten steht Er skeptisch gegenüber. Das würde schnell „heuchlerisch“. „Du aber“, lehrt Er uns, „geh in deine Kammer, wenn du betest, und schließ die Tür zu; dann bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist“ (Mt 6,5-15). Beten als ein sehr persönliches, intimes Zusammensein mit dem verborgenen Gott!

Haben wir Jesu „Gebetsanleitung“ vergessen? Scheint unser Beten nicht häufig im Gegensatz zum Gebet Jesu zu stehen? Ist der Eindruck falsch, dass wir fast nur öffentlich beten, veräußerlicht, wortreich? Wir reden – Gott hat zu hören. Wir sind der aktive Part – Gott der Passive. Es geht um uns – nicht um Gott. Wollen wir Gott nicht eher in unserem Sinne bewegen, als uns im Beten von Ihm bewegen und verändern zu lassen?

So ist Edith Stein überzeugt: „Wir sollen beten, nicht um Gott etwas mitzuteilen, sondern um bereit zu werden für das, was Gott uns mitteilen will, uns reinigen lassen von allem, was Seiner Liebe im Weg steht.“⁷ Dies ist die vernachlässigte Spur des betrachtenden und kontemplativen Betens!

„Jesus antwortete ihnen: Der Prophet Jesaja hatte recht mit dem, was er über euch Heuchler sagte: Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, sein Herz aber ist weit weg von mir. Es ist sinnlos, wie sie mich verehren“ (Mk 7,6-7).

Wenn unser Beten ein Gespräch sein soll, müssten wir etwa so viel Zeit, wie wir äußerlich oder innerlich reden, schweigen und hören. Konkret und mit einem Schmunzeln gesagt: einer Laudes von 20 Minuten dürfte ein entsprechend langes Schweigen vorausgehen oder folgen. Wäre einem göttlichen „Gesprächspartner“ gegenüber nicht sogar noch viel mehr zu schweigen und zu hören als selber zu reden! Erst dann würden sich auch die tieferen Schichten unserer selbst zunehmend ans Licht unseres Bewusstseins und ins Licht Gottes trauen, wenn wir im Schweigen Gott und uns erlauben, unsre kaum erkannten Tiefen anzuschauen! Das Dunkle, Ungeklärte in uns zu bemerken und Gott anzuvertrauen, ist der erste Schritt zu seiner Überwindung. Denn dieses ist auf Leugnung und Verstellung angewiesen.

Wenn wir nicht mehr in stillem, persönlichem Gebet mit unserer Wahrheit vor Gott und vor uns selbst kommen, ist unser priesterliches Leben in äußerster Gefahr. Selbst wenn wir treu das Brevier beten! Wer als „persönliches“ Gebet nur das Brevier betet, betet entschieden zu wenig. Bei der Diako-

nenweihe wurden wir gefragt: „Seid ihr bereit, aus dem Geist der Innerlichkeit zu leben, Männer des Gebetes zu werden und in diesem Geist das Stundengebet als euren Dienst... für die ganze Welt treu zu verrichten?“ Das innere, persönliche, wahrhaftige Beten ist also das Fundament. Dies scheint heute bei vielen nahezu weggebrochen zu sein! Nochmals: dabei gehört solches Beten grundlegend zu unserem Dienst und zu unserer Dienstzeit! Letztlich ist es wichtiger und notwendiger als viele Termine. Denn: nicht an den Terminen sondern am Beten hängt unsere Identität. Gilt dies nicht umso mehr, je mehr Termine wir haben?

Das Beten in Einsamkeit hilft, versöhnter und belastbarer in den vielfältigen Beziehungen des Alltags präsent zu sein. Es scheint heute neben dem gemeinsamen Beten für Priester unverzichtbarer denn je in einer entkirchlichten, berufungsfeindlichen Welt.

Zwei Erfahrungsbereiche seien konkret benannt, die im einsamen Beten immer wieder darzubringen sind. Wenn wir sie verdrängen, untergraben wir ungewollt unser Leben und unseren Dienst:

a) Eros im umfassenden Sinn: den sinnlichen Eros „ins Boot holen“, ihn zusammenführen mit unserm geistigen Eros unruhiger „Sehnsucht nach dem lebendigen Gott“ (Ps 42,3) bis hin zum stillen Bloß-Dasein („Intim-Sein“) mit Ihm, in Ihm, dem geheimnisvollen Gott. Und:

b) Erfahrungen der Vergeblichkeit, Ärger, Verletzungen, Enttäuschungen, Lustlosigkeit: mit all dem uns Ihm anvertrauen. Denn: Was nicht angenommen ist, ist nicht erlöst.

2. Monatliche Geistliche Begleitung

Als jemand, der andere in geistlicher Weise begleiten soll, bedarf jeder Seelsorger zualtererst selbst einer geistlichen Begleitung! In etwa monatlichem Abstand suche ich das Gespräch mit dem selbst gewählten geistlichen Begleiter. Wie im Gebet so kann ich hier im Gespräch mit meiner Armut und

Wahrheit vor Gott kommen. Hier schaut jemand liebevoll und kritisch unterscheidend mit mir im Licht Gottes auf mein Leben. „Prüft, was dem Herrn gefällt, und habt nichts gemein mit den Werken der Finsternis, die keine Frucht bringen, sondern deckt sie auf! Alles, was aufgedeckt ist, wird vom Licht erleuchtet. Alles Erleuchtete aber ist Licht“ (Eph 5, 10-11.13-14). Das Dunkle, Ungeklärte in uns auszusprechen, ist der zweite Schritt zu seiner Überwindung. Denn es ist auf Leugnung und Verstellung angewiesen.

In einem ersten Schritt mag es immer wieder darum gehen, das eigene Leben mit seinen unterschiedlichsten Erfahrungen einzuholen, heimzuholen, anzunehmen und zu verbinden. Da gilt es z.B., der Versuchung zur Rationalisierung zu widerstehen, den nie beendeten Weg von verstandesmäßiger zu spürender Bewusstheit hin und zurück zu gehen. So kommen wir immer tiefer in Kontakt mit unserer je sich zeigenden Wirklichkeit, um uns so möglichst wahrhaftig Gott anzuvertrauen.

Zu diesem Alles-ins-Licht-Gottes-Halten gehört das eigene genaue Hinsehen, das Mit-Hinschauen eines geistlichen Gegenübers wie das Hineinnehmen all dessen in die Anbetung. Auf diesem dreifachen Weg lerne ich mein Leben immer tiefer verstehen. Zu diesem Sich-selber-Verstehen-Lernen bedarf es des verstehenden und nachfragenden Mitgehens eines Anderen. Es macht mich – wie die Begegnung mit Gott in Wort und Sakrament – auf sonst wohl kaum bemerkte Selbsttäuschungen, Einseitigkeiten und Einbildungen der eigenen Seelendynamik aufmerksam. Dies gehört zu einem nie endenden menschlichen und geistlichen Reifen: die dunklen Winkel der eigenen Seele erhellten zu lassen, sich klären, ordnen, neu ausrichten zu lassen.

Wahrhaftiges Beten und geistliche Begleitung. Ehrlich schweigen und ehrlich sprechen lernen. Beide Pole gehören zusammen, bedingen und durchdringen einander.

Nicht zuletzt uns Priestern fällt es, gerade wenn wir dauerhaft an der Grenze unserer Belastbarkeit leben, nicht leicht, uns zu öff-

nen, anzuvertrauen und jemand anderes mit in das eigene Leben schauen zu lassen.

3. Echte Jahresexerzitien

Mit Exerzitien meine ich kein jährliches Treffen des Weiekurses in klösterlichem Umfeld mit abendlicher Bierrunde. Solche Tage können erholsame Einkehrtage sein. Exerzitien sind dies nicht. „Exerzitien sollen `eine Bekehrung von ganzem Herzen bringen´ (Joel). Sie sind eine besondere Gnade, weil sie die Sammlung erleichtern, weil das gemeinsame, anhaltende Sichhinwenden zum Einen Notwendigen fruchtbar sein“⁴⁸ will. „Exerzitien sind Arbeit und Ruhe.“⁴⁹ Ich ermuntere gerne dazu, die ignatianische Form der Exerzitien kennenzulernen. Sie sind m.E. die intensivste und fruchtbarste Exerzitienform: durchgängiges Schweigen, in dem wie von selbst ans Licht kommt, was ungeklärt ist. Im fortwährenden, inneren Beten, im täglichen Begleitgespräch, in drei oder vier einstündigen Schriftmeditationen, der Eucharistiefeyer und der stillen Anbetung komme ich im Licht Gottes in einen tieferen Kontakt mit mir selbst, der Hl. Schrift und dem, wozu Gott mich bewegen will. Das klingt anspruchsvoll, ist es auch. Solche Exerzitien gehen an die Wurzel der eigenen Armut und Wahrheit vor Gott, setzen mich Ihm aus, korrigieren und vertiefen die eigene geistliche Lebensgestaltung nachhaltig. Nach meinem Eindruck entschließt sich nur eine Minderheit der Priester zu echten Exerzitien.

Diese dreifache, regelmäßige Selbstvergewisserung und Erdung in Gott – in täglichem Gebet, in monatlicher geistlicher Begleitung und in jährlichen Exerzitien – gleicht drei unverzichtbaren Sicherheitshaltern in unserem äußerst schwierigen, pastoralen Klettergelände. Sie schützen einigermaßen verlässlich vor allzu verheerenden menschlichen, geistlichen und moralischen Abstürzen. Ohne diese drei Sicherheitshaken scheint mir ein Durchklettern dieses uns oft bis ans Äußerste fordernden Geländes unverant-

wortlich – uns selbst und den uns Anvertrauten gegenüber! Wer täglich mit seiner Wahrheit betend vor Gott kommt, wer monatlich mit seiner Wahrheit vor einen ihn geistlich begleitenden Menschen kommt und wer jährlich echte Exerzitien hält, in denen er sich und sein Leben in mehreren Tagen des Schweigens noch gründlicher vor Gott kommen lässt, der wird keinen leichten Weg gehen, aber einen vor solchen Abstürzen, wie sie uns im letzten Jahr erschüttert haben, relativ(!) gut geschützten Weg.

Anmerkungen:

- ¹ Zur ersten These vgl. Georg Lauscher, Priester überleben als Theologen, in: Pastoralblatt 7/2011, 195-200.
- ² Dr. Frank Löhner, Wie überleben Weltpriester? – Vortrag vor dem Diözesanpriesterrat in Aachen am 17.03.2010.
- ³ Diese Grundstruktur ist – was im Folgenden nicht eigens thematisiert wird – mit einer sakramentalen Grundstruktur zu verbinden: den Sakramenten der Eucharistie und der Versöhnung.
- ⁴ Josef Sudbrack, Unendlichkeit des Messens – Unendlichkeit des Liebens, in: Gesellschaft der Freunde christlicher Mystik – Rundbrief 3/2010, 16.
- ⁵ Vgl. dazu: Franz Jalics, Kontemplative Exerzitien. Würzburg 31995, 12-15.
- ⁶ So Alex Lefrank zur Dynamik des Exerzitien-Prozesses: Umwandlung in Christus. Würzburg 2009.
- ⁷ Edith Stein, Exerzitien (22.II.-4.III.1937), ESGA Bd. 20. Freiburg 2007, 32. Vgl. dazu: Edith Stein, Das Gebet der Kirche, ESGA Bd. 19. Freiburg 2009, 44-58.
- ⁸ Edith Stein, Exerzitien, 25.
- ⁹ Edith Stein, Exerzitien von P. Hirschmann (3.IX.-11.IX.1941), ESGA Bd. 20, Freiburg 2007, 81.

Elmar Struck

Kaltzeit

Cooler Betriebstemperaturen in Beziehungen?

Wenn das Schicksal Sehnsüchte nach einem verlässlichen „Partner fürs Leben“ nicht erfüllt, so ist den meisten doch bewusst, dass sie diese Sehnsucht in sich tragen. Fragte man bislang diejenigen, die in unentschiedenen Liebesbeziehungen lebten, nach Gründen für ihre Unentschiedenheit, so wussten sie durchaus Antworten zu geben. Sie lauteten oft: „Ich will mich noch nicht festlegen“ oder: „Das ist jetzt noch nicht dran“ oder: „Ich habe noch nicht wirklich den Richtigen gefunden“ oder: „Das ist eben so, wir kommen miteinander aus. Warum sollen wir heiraten; ist doch spießig“. Hinter diesen Antworten war oft eine gewisse Traurigkeit zu spüren, gelegentlich auch Resignation – ähnlich wie bei denen, die glaubten, sich falsch entschieden zu haben.

Solcherart Liebe war gestern. Heute wird „cooler“ an das Thema Liebe herangegangen. Ja, die eingangs gestellte Frage wird kaum noch verstanden. Man setzt auch in der Liebe wie selbstverständlich nicht alles auf eine Karte, passt sich der Volatilität und Mobilität modernen Lebens so gut es geht an, verzichtet auf „tragende Entwürfe“, wandelt Liebe in „Partnerschaft auf Zeit“ um. Früh gewöhnt an Instabilitäten in der Familie, häufige Wechsel von Bezugspersonen in Kita, Schule und Berufsleben, gewöhnt daran, mit Hilfe des Internets haltgebende Netzwerke von „Freunden“ zu knüpfen und mit deren Vielzahl geschickt zu jonglieren, macht sich Nüchternheit und Illusionslosigkeit breit. Das ist unter den gegebenen Lebensverhältnissen nicht unvernünftig und man muss es nicht unbedingt kritisch sehen.

Manche werden allerdings fragen, ob sich unsere Liebeshoffnungen, Sehnsüchte und Illusionen nicht neue Betätigungsmöglichkeiten suchen. Sie konstituieren schließlich den Beginn einer jeden Liebe, sind ein gefragtes Lebenselixier und empfehlen sich uns besonders dadurch, „dass sie Unlustgefühle ersparen und uns an ihrer statt Befriedigungen genießen lassen“ (S. Freud, 1915). Auf dem Vormarsch sind heute Illusionen von Autonomie, Unabhängigkeit und von „höher hinaus“ – auch in der Sexualität.

Verfolgen wir diese Spur nicht weiter und bleiben bei der offenkundigen Tatsache, dass auch in früheren Zeiten die Liebe oftmals schlichter ökonomischer Vernunft zu folgen gezwungen war. Nur Genies, Romantiker oder Habenichtse konnten sich schwungvolle Phantasien über längere Zeit leisten und Lebensentscheidungen nach großen Gefühlen ausrichten. Was sich verändert hat ist, dass die Pluralisierung heutiger Lebens- und Liebesmöglichkeiten auch der Masse Platz für neue und breit gestreute Lebens- und Liebesoptionen und damit Raum für neue Illusionen geschaffen hat.

Die Modernisierungsprozesse des 20. Jahrhunderts empfehlen uns aus Gründen einer gleichen Teilhabe an der Vielfalt moderner Lebensoptionen Liebe und Partnerschaft als Wachstumsmodell, das von gleichheitlichen, vernunftorientierten Wertvorstellungen und äquivalenter Leistungserbringung getragen wird. Moderne Beziehungsgestaltung ist folglich verhandlungsorientiert, kreist darum, wer was in die Beziehung „einbringt“ und welche Arbeit er leistet. Am Ende bleibt die Frage, ob einem das Ganze überhaupt „was bringt“. „Unterm Strich zähle eben ich“ – so ein bekannter Werbeslogan. Es ist eine Art verhandelnder „Tauschökonomie“, die dabei ist, längst auch das Innenleben mit ökonomischen Kriterien zu durchsetzen. In der Frage der Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern setzen wir darauf, dass sich die Spannung zwischen Männern und Frauen erst dann aufhebt, wenn alle sozialen und ehemals geschlechtstypisch erscheinenden Unterschiede zwischen ihnen ausgeglichen und Geschichte geworden sind.

Dementsprechend gestaltet sich das „emotional design“ von Individuen und Paaren mehr und mehr marktförmig. Jemanden „von ganzem Herzen lieben“ passt da kaum mehr hinein, wäre nach heutigen Vorstellungen auch nicht mit realistischen Erfolgsaussichten behaftet.

Moderne Literatur, unser bester Seismograph in diesen Dingen, greift das Thema der ausgekühlten, illusionslosen Liebe spiegelnd auf. So z.B. Judith Hermann in ihrem Erzählband „Sommerhaus, später“, in dem sich junge Paare „kalt und stumm“ begegnen. Nicht selten herrscht Berührungslosigkeit. Volker Demuth sieht in seinem Essay „Immer schön auf Distanz bleiben“ (Die Welt vom 26. Okt. 2010) überhaupt viele „Rührmichnichtan“, die bei Eva Menasse in „Lässliche Todsünden“ gar „zweckdienlich lieben“ gelernt haben. In überraschendem Gegensatz zur unablässigen medialen Promotion von Sexualität und Intimität – so als müsse mittlerweile Werbung für Sex gemacht werden – löst nicht nur bei ihren Hauptfiguren bereits der Gedanke an Sex Beklemmungen aus.

Hier wird – psychoanalytisch betrachtet – nicht in erster Linie Sexualität abgewehrt, sondern die mit ihr rasch einhergehenden und gefahrenträchtigen Sehnsüchte nach Bindung, Nähe und Hingabe. Offenheit in alle Richtungen und klug kalkulierender Umgang mit Gefühlen schützt davor. Tom Tykwer lässt uns in seinem vielbeachteten Film „Drei“ gar glauben, dass irgendwann fällige Entscheidungen im ödipalen Dreieck gar nicht mehr nötig sind.

So etabliert sich eine Sexualität, die die „Gefahren“ aus Bindung und Festlegung minimiert und an deren Stelle Unabhängigkeit und ich-gerechte Nutzung von Beziehungen suggeriert. Irrtümer, die sich aus „falschen“ Partnerwahlen ergeben, Enttäuschungen, die in keiner Liebe ausbleiben, lassen sich rasch korrigieren. Nur die „Bildung langer Reihen“ (S. Freud) verrät noch etwas von der Macht längst aufgegebenen Hoffnungen aus früheren Zeiten. Deren

stummes, erfolgloses Wirken tritt als zunehmende depressive Grundstimmung hervor – oft abgewehrt durch ein hohes Maß an Aktivität.

Verlässliche Partnerschaften sind auch heute noch – zuweilen in erster, immer aber in zweiter Linie – „Bündnisse gegen die Not des Lebens“. Ihre rasche Aufkündbarkeit z.B. lässt vor allem Alleinerziehende – aber nicht nur sie – schnell in den Bestimmungsbereich des SGB II abgleiten.

Noch lassen sich die wirtschaftlichen Negativfolgen aufgekündigter Beziehungen „sozialstaatlich“ abfedern, d.h. anderen aufbürden. Unsere Volkswirtschaft nimmt erst allmählich das hohe Maß an Schäden und an Transferleistungen zur Kenntnis, das zerbrochene Paarbeziehungen in vielen Fällen nach sich zieht. Man darf allerdings nicht verschweigen, dass dieselbe Volkswirtschaft auch profitiert von Lebensstilen, die verlässlichen Paar- und Familienbeziehungen abträglich sind.

Nicht nur in Tom Tykwers Film erscheint jedoch alles frappierend leicht und schwermelos. Erst im Nachhinein irritiert, dass man selbst ebenso wie die handelnden Figuren irgendwie unberührt bleibt. Es fehlt jeder Glanz. Alles scheint austauschbar. Nichts geht unter die Haut und jeder bleibt letztlich für sich. So bildet sich eine „Kaste der Unberührbaren“, die ebenso monadisch wie nomadisch lebt. Aus dieser Lebensform erwächst allerdings eine Dynamik, die der von manchen befürchteten „Vereisung des sozialen Klimas“ entgegenwirkt. Was wir sehen sind Versuche einer Pluralisierung von Beziehungen, ein Knüpfen größerer sozialer Netze, eine Übernahme von Verantwortung auch für Menschen, die nicht unmittelbar zum Nahbereich gehören. Keineswegs also eine „Kaltzeit“. Das Potential an Verantwortungsbereitschaft und „Liebe“ wird breiter gestreut, sozusagen diversifiziert. In seiner Quantität, seiner „Feldstärke“, ist es gleichgeblieben. Über das Maß unserer Libido verfügen wir nicht, über ihre Unterbringung lediglich in Grenzen. Sie unterliegt

zudem den Wandlungen und Kräften der jeweiligen kulturellen und wirtschaftlichen Gegenwart.

„Gutes“ und „Böses“ bleibt dabei stets gemischt und in labiler Balance. Wo wir an einer Stelle mehr geben, wird dies schnell zu einem Weniger an anderer Stelle. „Deine, meine, unsere Kinder“ sieht im Fernsehen produktiver aus als im wirklichen Leben. Eine wie auch immer geartete Verantwortung für zwei alt und bedürftig gewordene „Schwiegermütter“ stößt rasch an Grenzen von Zeit und Geld. Auch die engagierte Hilfe für fern lebende Kinder in Not relativiert sich, wenn Millionen unserer eigenen Kinder kaum Aufmerksamkeit, Liebe und Fürsorge erfahren. Nicht gelebte „Nächstenliebe“ verschiebt sich gern zu „Fernstenliebe“.

Menschen der Gegenwart werden als ichbewusste Subjekte mit weichem Kern und veränderbarem Rand beschrieben. Ihre fließende Identität und ihre Fähigkeit, libidinöse Besetzungen rasch vorzunehmen, aber auch rasch wieder abzuziehen, lässt sie passend zur komplexen Bewegungsdynamik heutigen Lebens erscheinen. Ihre latente Depressivität und Unruhestimmung verrät allerdings ihr Sträuben gegen die verlangten Anpassungserfordernisse. Ihre Bedürfnisse nach Nähe und Bindung, nach Liebe und Loyalität versuchen sie im weiten Raum pluraler Möglichkeiten unterzubringen. Das senkt nicht die soziale Betriebstemperatur. Es senkt oft allerdings die Temperatur in den engeren persönlichen Beziehungen. So lässt sich unsere Frage beantworten:

Keine Kaltzeit. Coolere Betriebstemperaturen in Partnerschaften, höhere Temperaturen, erhöhte Achtsamkeit und Toleranz im sozialen Raum. Mehr Breite, weniger Tiefe. Aber auch das kann sich ändern.

„Neuevangelisierung“ angesichts der „Gotteskrise“

Mit seinem Apostolischen Schreiben *UBI CUMQUE ET SEMPER* errichtete Papst Benedikt XVI. am 21. September 2010 den „Päpstlichen Rat zur Förderung der Neuevangelisierung“. Der „Auftrag zur Evangelisierung als Fortführung des von Jesus, dem Herrn, gewollten Werkes“ sei „für die Kirche notwendig und unersetzbar und Ausdruck ihres eigenen Wesens“. Diese Sendung habe je nach geschichtlichen Umständen „immer wieder neue Formen und Modalitäten angenommen“. Bisher noch nie da gewesen sei aber das „Phänomen der Abkehr vom Glauben“, das „zunehmend in Gesellschaften und Kulturen deutlich geworden ist, die seit Jahrhunderten vom Evangelium geprägt schienen“. Ein „besorgniserregender Verlust des Sinnes für das Heilige“ gehe so weit, dass er zur „Infragestellung der Fundamente“ des Glaubens an Gott geführt habe. Die „religiöse Indifferenz und die fast inexistente religiöse Praxis“ laufen darauf hinaus, „so zu leben, als wenn es Gott nicht gäbe“.

Weil von all dem in dem „Theologen-Memorandum“ vom 02. März 2011 nichts zu lesen war, zeigte sich Kardinal Walter Kasper über die Erklärung „maßlos enttäuscht“. Er vermisse darin einen „substantiellen theologischen Beitrag“ zu dem bitter nötigen „Aufbruch“ der Kirche in Deutschland. Er frage sich, wie man als Theologe an dem entscheidenden Befund vorbeireden könne, dass „die Kirchenkrise eine Folge der Gotteskrise ist“. Denn es sei die „Gotteskrise“, die „nicht nur zur

Zölibatskrise, sondern zu einer Gläubigen- und Gemeindekrise geführt“¹ habe. Ähnlich erklärte die Deutsche Bischofskonferenz in der Einladung zur Auftaktveranstaltung eines die kommenden vier Jahre währenden „Gesprächsprozesses“ am 8./9. Juli 2011 in Mannheim: „Es geht heute zentral um den christlichen Gottesglauben“.²

Wovon aber ist zu reden, wenn man Wege der „Neuevangelisierung“ angesichts der Krise des Glaubens erkunden und beschreiten will? Darüber hat wohl niemand mehr nachgedacht und Wichtigeres gesagt als Papst Benedikt XVI. Davon zeugen seine Predigten und Ansprachen, zuletzt besonders erhellend die Gespräche, die er mit dem Journalisten Peter Seewald führte. Hier wurde keines der strittigen Themen ausgelassen, die Christen heute bewegen. Insbesondere ging Benedikt XVI. dabei auf die „Gotteskrise“ ein und darauf, was die angemessene Antwort des Glaubens darauf wäre.³ Wir wollen dabei fünf zentrale Perspektiven aufgreifen und sie in ihrer Bedeutung für die Verkündigung des Gottesglaubens heute näher betrachten.

1. Der Glaube an den kommenden Christus

Das Evangelium beinhalte nach eigenem Verständnis, so beginnt Peter Seewald eines seiner Gespräche mit dem Papst, „keine Botschaft, die aus der Vergangenheit kommt und sich erledigt hätte. Die Präsenz und Dynamik der Offenbarung Christi besteht im Gegenteil gerade darin, dass sie gewissermaßen aus der Zukunft kommt – und wiederum für die Zukunft jedes Einzelnen wie für die Zukunft aller von entscheidender Bedeutung ist.“ – Daran schließt er die Frage an: „Müsste die Kirche heute nicht noch weit deutlicher darüber aufklären, dass sich die Welt gemäß den Angaben der Bibel nicht mehr nur in der Zeit nach Christus, sondern weit mehr schon wieder in der Zeit vor Christus befindet“ (83f)?

Benedikt XVI. stimmt dem voll zu und erinnert zunächst daran, dass es ja ein besonderes Anliegen von Johannes Paul II. gewesen sei, „deutlich zu machen, dass wir auf den kommenden Christus hinschauen. Dass also der Gekommene noch weit mehr auch der Kommende ist, und wir in dieser Perspektive Glauben auf Zukunft hin leben.“ Er verweist dann auf seine Diskussion mit Jürgen Habermas in München 2004. Dieser habe gemeint, der „Schatz“, den die Kirche „in ihrem Glauben verwahrt“, sei für die säkulare Welt durchaus von Bedeutung. Habermas verstehe unter diesem Glauben vielleicht „etwas anderes, als wir“. Aber „der innere Übersetzungsvorgang“ dieses Glaubens „in das Wort- und Denkbild unserer Zeit“ könne nur gelingen, „wenn Menschen das Christentum vom Kommenden her leben“, wobei die „intellektuelle Übersetzung“ die „existentielle“ voraussetze. Wie aber kann dies konkret geschehen? Als erstes verweist der Papst darauf, dass es „die Heiligen“ seien, „die Christsein gegenwärtig und künftig leben, und aus deren Existenz heraus der kommende Christus auch übersetzbar wird, sodass er im Verstehenshorizont der säkularen Welt gegenwärtig werden kann. Das ist der große Auftrag, vor dem wir stehen“ (84f.).⁴

Peter Seewald fragt dann nach: „Warum herrscht in der Verkündigung ein so auffallendes Schweigen zu eschatologischen Themen, die doch im Gegensatz zu manchen kircheninternen ‚Dauerbrennern‘ tatsächlich von existentieller Natur sind und jederman angehen?“ – Benedikt XVI. nennt dies „eine ganz ernste Frage“ und stellt fest: „Unsere Predigt, unsere Verkündigung ist wirklich einseitig weitgehend auf die Gestaltung einer besseren Welt ausgerichtet, während die wirklich bessere Welt kaum noch erwähnt wird. Hier müssen wir eine Gewissensforschung machen“. Natürlich versuche man, „den Hörern entgegenzukommen, ihnen das zu sagen, was in ihrem Horizont liegt. Aber unsere Aufgabe ist gleichzeitig, diesen Horizont aufzusprengen, zu weiten und auf das Letzte hinzuschauen. Diese Antworten, so Benedikt, „bleiben halb, wenn sie nicht auch fühlen und inwendig erken-

nen lassen, dass ich über dieses materielle Leben hinausreiche, dass es das Gericht gibt, und dass es die Gnade gibt und die Ewigkeit. Insofern müssen wir auch neue Worte und Weisen finden, um dem Menschen den Durchbruch durch die Schallmauer der Endlichkeit zu ermöglichen“ (208). Benedikt weist dann darauf hin, dass ja gerade deswegen die Heilige Messe ursprünglich nach Osten gefeiert wird, „zum wiederkommenden Herrn hin, der in der aufgehenden Sonne symbolisiert ist. Jede Messe ist deshalb das Entgegengehen auf den Kommenden.“ In der Feier der Eucharistie sollten wir uns deshalb „in die größere Wirklichkeit hineinfügen lassen, eben über die Alltäglichkeit hinaus“ (209). Deshalb ist es kein Zufall, dass Benedikt XVI. die „Erneuerung“ der Kirche nur dann für möglich hält, wenn wir die Liturgie mit Erfurcht, in Würde und auch mit dem Reichtum jener liturgischen Formen, Gebete und Gesänge feiern, die sich im Laufe der Kirchengeschichte entfaltet haben.⁵

2. Der Glaube an das Wirken des Heiligen Geist

Wenn sich die Kirche nur in der Rückbesinnung auf die Wirklichkeit des dreifaltigen Gottes erneuern kann, dann ist auch die Frage zu stellen: Wie steht es um unseren Glauben an den Heiligen Geist? Gemäß den johanneischen Abschiedsreden Jesu hängt alles davon ab, dass er und der Vater den Geist senden, der uns „alles lehren und an alles erinnern wird“, was gemäß dem Willen des Vaters durch Jesus offenbar wurde (vgl. Joh 14,26). Peter Seewald fragt Benedikt XVI., wie es mit diesem Glauben an den Geist bei uns steht, ob er uns heute bewegt und trägt? Das Wirken des Geistes, so der Papst, bestehe darin, „dass der innere Kontakt mit Gott durch, mit und in Christus in uns wirklich neue Möglichkeiten eröffnet und unser Herz und unseren Geist weiter macht“. So „gibt der Glaube unserem Leben in der Tat eine weitere Dimension“. Wenn wir bekennen, an den Heiligen Geist zu glauben, so gehört zum Inhalt dieses Glaubens die Über-

zeugung, dass wir in der „Communio sanctorum“ leben, „dass wir alle irgendwie in einer tieferen Verbindung stehen und uns, auch wenn wir uns nie gesehen haben, erkennen, weil der gleiche Geist, der gleiche Herr in uns wirkt“ (207).

Bei der Schilderung der urchristlichen Mission weist die Apostelgeschichte mehrfach darauf hin, dass der Geist es ist, der die Kirche führt, der den Apostel Paulus etwa daran hindert, irgendwo hinzugehen oder ihn drängt, eine bestimmte Mission zu erfüllen (vgl. Apg 13,2-4; 16,6f). Im ersten Brief an die Gemeinde in Korinth, ist davon die Rede, wie der gleiche Geist in unterschiedlichen Gaben der Gläubigen wirkt und so den Aufbau der Gemeinde ermöglicht und diese zusammenhält (1 Kor 14).

Wir sollten in der Verkündigung das Bewusstsein stärken, dass es eben der Heilige Geist ist, der jeden Tag bei jedem Einzelnen in seinen Aufgaben als Christ in Familie und Beruf, aber auch in den kirchlich grundlegenden Diensten der Weitergabe des Glaubens, der gottesdienstlichen Feier und der gemeindlichen Caritas am Werk ist. Es ist sehr wichtig, dass dieses Bewusstsein lebendig bleibt und gerade auch unter den heutigen schwierigen Bedingungen zunehmender Entchristlichung gestärkt wird: Wir sind nicht gottverlassen, es ist der Geist, der in uns wirkt, durch den der Herr bei uns ist „alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,19). Und falls sie nicht einmal mehr wissen, „worum wir in rechter Weise beten sollen“, dann ist es „der Geist selber“, der für uns eintritt „mit Seufzen, das wir nicht in Worte fassen können“ (Röm 8, 26).

3. Die Gottesfrage und die Menschenwürde

Die neue Besinnung auf die Gottesfrage bedeutet keineswegs eine Art „Vertröstung“ auf das Jenseits, wie es Karl Marx den Christen vorgeworfen hat. Genau das Gegenteil ist richtig. Gerade angesichts der bedrohlichen Perspektiven, in denen viele die globa-

le Entwicklung der Menschheit sehen, könnte die Offenheit dafür wachsen – wie Peter Seewald formuliert – „die Endlichkeit der Dinge“ und „auch das Ende des Lebens überhaupt“ neu zu bedenken. „Viele Menschen sehen in den Zeichen dieser Zeit bereits das Signum einer Endzeit ... eine krank gewordene Gesellschaft, in der vor allem psychische Probleme zunehmen, sehne sich geradezu flehend nach Heilung und Erlösung“ (82). – Benedikt greift diese Sicht auf und stellt fest: „Die Menschen erkennen, dass die Existenz, wenn Gott nicht da ist, krank wird und der Mensch so nicht bestehen kann“. Gerade dies biete die Chance, „dass man Gott wieder an die erste Stelle setzt. Dann wird alles anders ... wir müssen sozusagen das Experiment mit Gott wieder wagen – um ihn hineinwirken zu lassen in unsere Gesellschaft“ (82f). Und umgekehrt: Wenn Gott aus dem Konzept der „öffentlichen Vernunft“ hinausgedrängt wird, dann besteht die Gefahr, dass der Mensch seine Würde und seine eigentlich Menschlichkeit verliert. In seiner Enzyklika *Caritas in veritate* sagt Benedikt XVI. deutlich und geradezu provozierend. „Der Humanismus, der Gott ausschließt, ist ein unmenschlicher Humanismus“ (Civ 78). Romano Guardini hat dies unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg in das prophetischen Wort gefasst: „Wenn Gott seinen Platz in der Welt verliert, verliert ihn auch der Mensch.“⁶ Dann droht, wie Johannes Paul II. gesagt hat, eine „Kultur des Todes“.

Wie aber können wir die „Gottesfrage“ neu akzentuieren und in den Mittelpunkt stellen? Benedikt XVI. antwortet: „Im Moment brauchen wir vor allem geistliche Bewegungen, in denen die Weltkirche, aus den Erfahrungen der Zeit schöpfend und zugleich aus der inneren Erfahrung des Glaubens und seiner Kraft kommend, Wegmarken setzt – und damit die Präsenz Gottes wieder zum Kernpunkt macht“ (86). Damit erhebt sich die Frage, welche „geistlichen Bewegungen“ es derzeit in der Kirche gibt, die in diesem Sinne leben, welche tatsächliche Lebenskraft und Ausstrahlung sie haben und wie sie in

der gemeindlichen Pastoral gefördert werden können. Ein wichtiger Schritt auf dieser Suche war das kürzliche Treffen des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz und einiger weiterer Bischöfe mit den geistlichen Gemeinschaften im Rahmen des Gesprächsprozesses zum Thema „Zukunft der Kirche – Kirche der Zukunft“ am 11. April 2011 in Würzburg, an dem Vertreter von rund 35 geistlichen Bewegungen teilnahmen.⁷

4. Die Gottesfrage und der „Fortschritt“

Seit dem Anfang der Neuzeit glaubte man, es sich immer mehr leisten zu können, die Gottesfrage auf sich beruhen zu lassen. Mit der Entdeckung der Naturgesetze, der Entfaltung der Wissenschaften und ihrer Anwendung in Technik, Wirtschaft und Politik verbreitete sich die Vorstellung, dass der Mensch seine Welt und sich selbst immer mehr „in den Griff bekommen“ und fortschreitend verbessern könne. Jetzt, am „Ende der Neuzeit“, zeigt sich, dass dieser Weg in eine Sackgasse mündet: Seitdem der Mensch mit Hilfe des von ihm selbst „gemachten“ Fortschritts nicht nur Großartiges zustande bringen, sondern auch sich selbst vernichten kann, lautet die Frage: Was von dem, was wir können, dürfen wir auch tun? Benedikt XVI. sagt dazu: „Erkenntnis hat Macht gebracht, aber in einer Weise, dass wir nun mit unserer eigenen Macht zugleich die Welt, die wir glauben durchschaut zu haben, auch zerstören können.“ Insofern hat Gott den ihm neuzeitlich entlaufenen Menschen wieder eingeholt, und zwar in dem Maße, wie die „Risiken und Nebenwirkungen“⁸ einer gottlosen Gesellschaft den Menschen und die Menschheit existenziell bedrohen. So wird sichtbar, dass dem bisher herrschenden Fortschrittskonzept „ein wesentlicher Gesichtspunkt“ fehlt, nämlich der Aspekt des Guten. Dieser Aspekt, die Frage nach den „inneren Maßstäben“, der „ethische Aspekt“ des Fortschritts, sei „weitgehend ausgefallen“. Deshalb sei eine „große Gewissenser-

forschung“ darüber nötig: „Was ist wirklich Fortschritt?“ Ist es etwa Fortschritt, „wenn ich Menschen selber machen, selektieren und beseitigen kann“ (61f.)?

Wie können wir zu einer solchen „Gewissenserforschung“ kommen? Es sei inzwischen zwar, wie Benedikt XVI. sagt, „ein gewisses Potenzial an moralischer Erkenntnis vorhanden“, dieses aber „in politischen Willen [...] umzusetzen, wird durch das Fehlen von Verzichtsbereitschaft weitgehend wieder unmöglich gemacht“. Angesichts dessen fragt er: „Wer also kann bewirken, dass dieses allgemeine Bewusstsein auch ins Persönliche eindringt?“ Dies könne „nur eine Instanz, die die Gewissen anrührt, die dem Einzelnen nahe ist und nicht nur zu plakativen Veranstaltungen aufruft. Insofern ist hier die Kirche herausgefordert“. Man könne sie sogar als „die einzige Hoffnung“ bezeichnen: „Denn sie ist dem Gewissen vieler Menschen so nahe, dass sie ... Grundhaltungen in die Seelen einprägen kann“ (64f.). Nur so sei es möglich, eine „andere Perspektive“ in den Vordergrund zu rücken, eine „Normativität der Nächstenliebe [...], die sich am Willen Gottes orientiert und nicht nur an unseren Wünschen“. Dies sei „mittels einer wirklichen Bekehrung“ möglich, „deren Evidenz inzwischen allgemein sichtbar wird“ (67). Denn wenn „die Freiheit, keine Maßstäbe“ mehr kennt, „dann ist alles möglich und erlaubt. Deshalb ist es ja auch so dringlich, dass die Gottesfrage wieder ins Zentrum rückt. Das ist freilich kein Gott, den es irgendwie gibt, sondern ein Gott, der uns kennt, der uns anredet und uns angeht – und der dann auch unser Richter ist“ (68).

5. Gottes Wort als Antwort auf die „Gottesfrage“

Schließlich fragt Peter Seewald den Papst, ob er nicht ganz persönlich in Gefahr stehe, im „Aktivismus“ der Vielfalt seiner täglichen Pflichten und Aufgaben aufzugehen. Benedikt XVI. gibt zur Antwort: „Nicht im Aktivismus aufgehen bedeutet die *consideratio*, die Umsicht, den Tiefblick, die Schau,

die Zeit des inneren Abwägens, Sehens und Umgehens mit den Dingen, mit Gott und über Gott zu behalten“. Dazu gehöre „immer auch die Besinnung, das Lesen der Heiligen Schrift, das Überlegen, was sie mir sagt“ (94). Dies gelte aber nicht nur für ihn, sondern für alle Gläubigen. „Müssen wir nicht neu wieder mit Gott anfangen?“, so fragt Benedikt. Es sei sicherzustellen, „dass das Wort Gottes in seiner Größe erhalten bleibt und in seiner Reinheit wieder ertönt – sodass es nicht zerrüttet wird von ständigen Modewechseln“ (98f). Dabei komme es darauf an, „herauszufinden, wo Überflüssiges, wo Unnützes mitgeschleppt wird – und andererseits in Erfahrung zu bringen, wie es uns besser gelingen kann, das Wesentliche zu tun, sodass wir das Wort Gottes wirklich hören, leben und in dieser Zeit verkünden können“ (99). Heute gehe es darum, „die großen Themen hinzustellen und zugleich [...] die Mitte des Christseins und damit auch die Einfachheit des Christseins wieder sichtbar zu machen“ (99f.).

Vor dem Hintergrund dieser Aussagen ist in jeder einzelnen Gemeinde und christlichen Gemeinschaft die Frage zu stellen, welchen Stellenwert der Umgang mit dem Wort Gottes und die Aneignung der Heiligen Schrift in unserer Pastoral haben. Einer der größten Missionare des letzten Jahrhunderts, Kardinal Joseph Cardijn, der Gründer der Christlichen Arbeiterjugend (CAJ), hat in jeder Gruppenstunde das „lebendige Evangelium“ zu einem unverzichtbaren Baustein des Gesprächs zwischen den Teilnehmern gemacht. Heute ist zum Beispiel die Methode des „Bibel-Teilens“ wieder neu belebt worden. Die beiden bisher erschienenen Jesus-Bücher des Papstes könnten ein Weg sein, um mit ihrer Hilfe in den Gemeinden und Gruppen neue Zugänge zur Heiligen Schrift und zur gemeinsamen Lektüre des Evangeliums und des damit zusammenhängenden Nachdenkens über unseren Glauben und unseren Weg zu Gott zu erschließen. Wenn wir wirklich glauben, dass uns in der Bibel „Gottes Wort“ gegenübertritt, dann ist es geradezu fahrlässig zu meinen, auf dieses „Wort“ verzichten zu können und an seine

Stelle unsere eigenen Worte, Diskussionen und Reden treten zu lassen.

6. Spiritualität der Neuevangelisierung

In der Ansprache, die Benedikt XVI. bei der Feier der Ersten Vesper von Peter und Paul im vergangenen Jahr gehalten hat, stellte er fest: „Der Mensch ist den Herausforderungen unserer Zeit nicht gewachsen, weder den historischen, noch den sozialen, und schon gar nicht denen spiritueller Art.“⁹ Damit ist jener „Mensch“ gemeint, der wie die Turmbauer von Babel glaubt, eine „Stadt ohne Gott“ bauen zu können (vgl. Gen 11). Die Folge dieses Unterfangens ist eine Ruine, weil sich die Menschen nicht mehr über die „Grundwerte“ ihres Zusammenlebens einigen können. Gerade weil wir heute die „Folgen der Selbstüberschätzung des Menschen“ deutlicher spüren als in früheren Zeiten, gibt es „gute Gründe zu glauben“¹⁰. „Auch in den Wüsten der säkularisierten Welt“ dürstet die Seele nach Gott, dem lebendigen Gott“, so noch einmal Benedikt XVI. – Was aber gehört zu einer Spiritualität der Neuevangelisierung, um diesem Sehnen entgegen zu kommen? In einem Interview zu seinem gerade erschienenen Buch¹¹ erklärte Kardinal Walter Kasper: Das „dramatische Schwinden des Glaubens“ verlange „radikale Zeugen des Glaubens; nur Zeugen können überzeugen. Priester, welche die freiwillige Ehelosigkeit als eine Gestalt der Nachfolge Christi wählen und glaubwürdig leben, sind in dieser Situation von besonderer Bedeutung.“ Die „tiefere geistliche Dimension“, aus der heraus Strukturen sich allein erneuern lassen, seien: „Hören auf das Wort Gottes, Gebet und Anbetung, Weitergabe des Glaubens, persönliche Heiligung, christliches Zeugnis im Alltag, in der Öffentlichkeit u.a.“ Eine entsprechende Spiritualität lasse sich finden „in Gemeinden und Gemeinschaften, welche sich um geistliche Schriftlesung (lectio divina), um Anbetung, um daraus entspringende persönlichen caritativen und sozialen Einsatz, um ehrenamtliche Dienste u.a. bemü-

hen, in neuen geistlichen Gemeinschaften wie in vielen älteren Ordensgemeinschaften, in den wieder zunehmenden Wallfahrten, den Weltjugendtagen und vielem anderen.“ Nur auf diesen Wegen könne „neue Freude am Glauben und an der Kirche wachsen. Das letztere brauchen wir gegenwärtig besonders.“¹²

Anmerkungen:

- ¹ Walter Kardinal Kasper: Kommen wir zur Sache, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 11.03.2011, S. 9.
- ² Pressemitteilung der Deutschen Bischofskonferenz 17.03.2011 044- Anlage 1.
- ³ Benedikt XVI, Licht der Welt. Der Papst, die Kirche und die Zeichen der Zeit. Ein Gespräch mit Peter Seewald, Freiburg, 2010 – (Im Folgendem verweisen die Zahlen nach den Papst-Zitaten auf diese Quelle).
- ⁴ Benedikt XVI. hat in seiner Enzyklika *Spe salvi* eingehend dargelegt, was es konkret heißt, „auf Hoffnung hin“ in dieser Welt zu leben. Siehe dazu: Lothar Roos: Vom „glücklichen Leben“ und von der „Unsterblichkeit der Liebe“ – Gedanken im Anschluss an die Enzyklika „*Spe salvi*“ Papst Benedikt XVI., in: Pastoralblatt Jg. 60 (2008) S. 246-250
- ⁵ Was die „Perspektive des kommenden Christus“ für das Verständnis des priesterlichen Zölibats und der christlichen Ehe bedeutet, dazu vgl.: Lothar Roos: Der priesterliche Zölibat, die christliche Ehe und die Gottesfrage bei Benedikt XVI., in: Pastoralblatt Jg. 63 (2011) S. 155-157
- ⁶ Romano Guardini: Das Ende der Neuzeit Tübingen 1946.
- ⁷ Zollitsch trifft neue Bewegungen, in: Die Tagespost Nr. 43 vom 11. April 2011 S. 1.
- ⁸ vgl. Andreas Püttmann: Gesellschaft ohne Gott. Risiken und Nebenwirkungen der Entchristlichung Deutschlands. Asslar, 3. Aufl. 2011.
- ⁹ OR dt. 9.7.2010 S. 8.
- ¹⁰ vgl. Elmar Nass, Gute Gründe zu Glauben, in: Pastoralblatt Jg. 63 (2011) 85-92
- ¹¹ Walter Kardinal Kasper: Katholische Kirche: Wesen – Wirklichkeit – Sendung. Freiburg 2011.
- ¹² Kasper: Strukturdebatten verhindern die tiefere geistliche Dimension (05. Juli 2011): www.kath.net/detail.php?id=32171.

Daniel Könen / Dominik Meiering

Nikolaus-komm-in- unser-Haus.de

Eine Initiative zur Wiederentdeckung
des Nikolaus und der Adventszeit

„Die klassischen Identifikationsfiguren unserer Kultur, die für soziales Handeln und christliche Nächstenliebe stehen, sind in der Gefahr, in Vergessenheit zu geraten. Dass Schulen ihren Martinszug in einen „Lichter-gang“ umbenennen oder der „Weihnachts-mann“ bei Veranstaltungen den Hl. Nikolaus ersetzt, sind nur zwei der prägnantesten Beispiele dieser Entwicklung. Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen werden damit Vorbilder genommen – manche der Kinder lernen diese Vorbilder heutzutage gar nicht mehr erst kennen. Ohne eine Kultur der Erinnerung kann auch die Jugend keine Zukunft haben, ohne den Blick auf historisch wertvolle Figuren und geschichtliche Identifikationspersonen kann das Leben junger Menschen heute keine Orientierung finden. Wie der Hl. Martin das „Teilen“ lehrte, so steht der Hl. Nikolaus für das „Schenken“ und das faire Miteinander. Beides, Schenken und Teilen, sind wesentliche Handlungsvollzüge menschlichen Daseins, die der christlichen Tradition entspringen und in der Pädagogik und Didaktik in ausgezeichneter Weise durch Leitfiguren vermittelt werden können,“ so schreibt der BDKJ-Stadtverband über die Motivation seiner Nikolaus-Aktion.

Die Geschichte der Nikolaus- Initiative

Im Bewusstsein dieser oben skizzierten gesellschaftlichen Entwicklung und vor dem Hintergrund dieser pastoralen und pädagogischen Überzeugung hat der Stadtverband

des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend in Köln im Jahr 2008 seine erste Nikolaus-Aktion gestartet, die vor allen Dingen durch den Verkauf von „Schokoladennikoläusen“ im Unterschied zu „Schokoladenweihnachtsmännern“ gekennzeichnet war. „Wie könnte man die Gruppenstunden der Verbandsgruppen und Pfarrjugend besser auf den Nikolaus aufmerksam machen als mit Schokolade?“ so meinten die Verantwortlichen. Aus der einfachen Idee, die schon viele Institutionen und Firmen Jahre vor dem BDKJ in Köln hatten, entwickelte sich langsam eine größere Vision: die Vision, mit der Person des Hl. Nikolaus eine Wiederentdeckung der Adventszeit zu versuchen und ihn als pädagogische und pastorale Figur mit klassischer Verankerung in der Feierkultur neu zu nutzen.

Mit Unterstützung von Mitarbeitern der Katholischen Jugendfachstelle Köln und prominenter Persönlichkeiten wurden zusätzlich zu den Schokoladennikoläusen drei „Nikolaus-Themenhefte“ in das Angebot der BDKJ-Nikolaus-Aktion aufgenommen. Mit Legenden, Liedern, Backrezepten, Gedichten und vielen anderen Materialien wurden durch diese Themenhefte Hilfsmittel zur Verfügung gestellt, mit denen der Hl. Nikolaus ins Bewusstsein geholt werden kann. Das im November 2011 erschienene dritte Themenheft ist eine Methoden- und Materialsammlung für Pädagogen, Gruppenleiter, Katecheten oder Lehrer, die zeigt, wie der Besuch des Hl. Nikolaus im Kindergarten, in der Schule, zu Hause oder in der Jugendgruppe vor- und nachbereitet werden kann. Seit dem Jahr 2010 werden darüberhinaus auch unterschiedliche (Fach-)Vorträge und Veranstaltungen z.B. im Kölner Domforum oder im Kölner Jugendpastoralen Zentrum CRUX angeboten, um den Hl. Nikolaus und die heutige Bedeutung der Adventszeit wiederzuentdecken.

Eine Pressekonferenz in den Räumen des Katholikenausschusses der Stadt Köln im Oktober 2010 stellte eine wichtige Wegmarke und einen Wendepunkt in der Entwicklung der BDKJ-Nikolausaktion dar. Die weiträumige Berichterstattung, die über

Agenturen in die gesamte bundesdeutsche Medienwelt hineinreichte, führte zu vielen Anfragen und Solidaritätsbekundungen unterschiedlichster Herkunft. Nicht nur andere wichtige „Aktivisten“ rund um das Thema „Nikolaus & Co“ wollten über ein gemeinschaftliches Handeln im Themenfeld nachdenken. Auch Institutionen wie der Diözesanrat der Katholiken im Erzbistum Köln und viele Privatpersonen, die vor allem aus der Großelterngeneration stammen, gaben eine unterstützende und motivierende Rückmeldung. Da die Nachrichten von der BDKJ-Nikolaus-Aktion unter der Agentur-Überschrift „Deutsche Katholiken sagen Weihnachtsmann den Kampf an“ sogar bis nach Lateinamerika reichten, offenbarte sich den Verantwortlichen plötzlich eine Fülle von Möglichkeiten, um mit der „Nikolaus-Aktion“ in größerem Rahmen und vernetzter Zusammenarbeit pastoral aktiv zu werden. Der Nikolaus schien die Möglichkeit zu sein, Fragen christlichen Lebens auf niederschwellige Weise an die Menschen – vor allem an junge Menschen – zu bringen. Es kam der Eindruck auf, als sei hier ein gutes missionarisches Projekt gefunden worden, das in zweierlei Hinsicht passend war: Erstens gab das Projekt eine gute Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit der Thematisierung christlicher und kirchlicher Themen in der Jugendverbandsarbeit. Und zweitens ermöglichte es, die geschäftige Alltagskultur der Adventszeit kraftvoll und bildhaft zu hinterfragen. Denn darüber war man sich einig: Der in unserer Glaubens- und Kirchenkultur eigentlich doch fest verwurzelte Hl. Nikolaus sollte nicht dem „Verdrängungswettbewerb“ der pseudo-adventlichen Konsumkultur zum Opfer fallen. Dem „bademanteltragende Weihnachtsmann mit seiner Schlumpfmütze“ sollte als „laut tönende Konsum-Werbefigur“ nicht kampflos das Feld überlassen werden. Vielmehr sollte jedes Kind in der Advents- und Weihnachtszeit die Erfahrung des wirklichen „Beschenktseins“ machen. Der Hl. Nikolaus widmet sich nicht dem Geschenkekauf, sondern ist selbst das Geschenk: er zeigt die Liebe und Menschenfreundlichkeit Gottes durch seine Zuwen-

derung zu den Kindern, durch Zeit und Aufmerksamkeit, die er den Kindern schenkt.

Der BDKJ Stadtvorstand beschloss daher im Januar 2011 einen „Nikolaus-Gipfel“ zu veranstalten, zu dem viele Interessierte eingeladen wurden. Vertreter unterschiedlichster Verbände, Institutionen und Firmen nahmen an diesem Gipfel teil und bestärkten sich gegenseitig in der Perspektive, *gemeinsam und ohne „Konkurrenz“* mehr erreichen zu können, um dem Hl. Nikolaus in der Gesellschaft wieder einen Stellenplatz zu verschaffen.

Das Resultat der Überlegungen im Anschluss an den Nikolaus-Gipfel war das nach zweitägiger Konferenz gegründete und seitdem nationale Bündnis „Nikolaus komm in unser Haus“.

Das Nikolaus-Bündnis

Ziel des unter der Federführung vom BDKJ-Stadtvorstandes und unter Mitwirkung der unterschiedlichsten Gruppen, Verbände, Institutionen und Privatpersonen gegründeten Bündnisses ist es, das Leben und die Legenden des Hl. Nikolaus als pastorale Chance neu zu entdecken und die alte Kultur des Nikolaus-Spiels und der „Hl. Stunde“ mit dem „Hl. Mann“ als (volks-)kirchliche Tradition wieder aufleben zu lassen.

So heißt es in den Leitlinien des Bündnisses: „Alle Menschen guten Willens sind eingeladen in diesem Bündnis mitzuarbeiten, um die soziale und christliche Botschaft des Hl. Nikolaus zu verbreiten.“

Das Bündnis hat drei wesentliche Leitlinien formuliert, die eine Reihe von Verbänden, Initiativen, Einrichtungen, Vereinen und Privatpersonen heute bereits unterschrieben haben.

1. Wir helfen, dass Familien und Kinder den Hl. Nikolaus und seine Botschaft kennen lernen

Hektik und Konsum in der Advents- und Vorweihnachtszeit verdecken oftmals die

Sicht auf das Wesentliche in dieser geprägten Zeit. Der Konsumismus nimmt zusehends zu. Eine Abgrenzung vom Konsum in der Advents- und Vorweihnachtszeit ist daher wünschenswert.

Die Besinnung und eine wirkliche Vorbereitung auf das kirchliche Fest der Geburt Jesu Christi wird in der gesteigerten Hektik schier unmöglich. Die kostbaren Tugenden des Hl. Nikolaus müssen neu entdeckt und neu erfahren werden. Das Schenken, die mitmenschliche Fürsorge und das selbstlose Engagement für hilfsbedürftige und notleidende Menschen müssen im Mittelpunkt stehen.

Wer sich dem Bündnis NIKOLAUS KOMM IN UNSER HAUS anschließt, sorgt durch sein persönliches und institutionelles Engagement für eine Abgrenzung zum übersteigerten Konsum und hilft auf unterschiedliche Weise – insbesondere für Kinder und Jugendliche – Leben, Wunder und Werke des Hl. Nikolaus in den Vordergrund zu stellen.

2. Wir tragen die Botschaft des Hl. Nikolaus in die Öffentlichkeit

Die Öffentlichkeitsarbeit des Bündnisses der Nikolausinitiativen versteht sich als evangelisierende Öffentlichkeitsarbeit. In ihr sind die guten und christlichen Ideale des Hl. Nikolaus nach außen zu tragen. Die positive Bearbeitung der frohen Botschaft ist Sinnbild aller Aktivitäten unter dem gemeinschaftlichen Erscheinungsbild des Nikolausbündnisses. Nur wenn wir christliche Feste in ihrem Ursprung feiern und in unseren Vereinen, Verbänden und Einrichtungen feiern lassen, kann diese positive Strahlkraft, die von dem Fest des Hl. Nikolaus und der Advents- und Vorweihnachtszeit ausgeht, in der Öffentlichkeit verbreitet werden. (Junge) Menschen erhalten Vorbilder, die aus dem Glauben an Jesus Christus leben.

Wer sich dem Bündnis NIKOLAUS KOMM IN UNSER HAUS anschließt, sorgt bei Nikolausbesuchen in Einrichtungen und Familien, Aktionen und Veranstaltungen für eine positive Öffentlichkeitsarbeit der christlichen Grundwerte.

3. Wir unterstützen einen fairen Handel und eine gerechte Verteilung der Güter unserer Welt

Der soziale und selbstlose Gedanke und die Tugenden des Hl. Nikolaus sind die zentralen Botschaften des Bündnisses. In diesen drücken sich ein fürsorgliches und globales Miteinander der verbündeten Initiativen mit den Menschen in der Welt aus. Weltweit arbeiten Fair-Handelsorganisationen und Netzwerke des Fairen Handels erfolgreich zusammen an einem Projekt, das Stück für Stück für mehr Gerechtigkeit in der Welt sorgen soll. Das Wirken und Handeln des Hl. Nikolaus ist heute als Bestrebung für mehr Gerechtigkeit und ein fürsorgliches Miteinander zu verstehen. Eine wichtige Rolle spielt in diesem Zusammenhang auch die Bewahrung der Schöpfung und damit verbunden der Umgang mit den Ressourcen im Bereich des Umweltschutzes. Globales Handeln und voneinander lernen sind schon heute wichtige Voraussetzungen für ein friedliches Miteinander.

Wer sich dem Bündnis NIKOLAUS KOMM IN UNSER HAUS anschließt, unterstützt den fairen Handel.¹

Nikolaus-Fortbildung und NikolausMobil

Die gute und kooperative Zusammenarbeit seit Gründung des Bündnisses hat zu einer noch größeren Wahrnehmung des Themas „Nikolaus & Co“ geführt. Das fachliche Können und die kollegiale Zusammenarbeit der über zwanzig unterschiedlichen Bündnispartner hat das gesamte Vorhaben in einem koordinierten, öffentlichkeitswirksameren Bild erscheinen lassen. Mit der Einbindung der Partner des Bündnisses „Nikolaus komm in unser Haus“ wurden Synergien und Möglichkeiten geschaffen, die in der kommenden Zeit noch mehr genutzt werden sollen.

Zwei wesentliche Ergänzungen hat die Nikolaus-Aktion des BDKJ im Jahr 2011 durch die Gründung des Nikolaus-Bünd-

nisses erfahren: die Nikolaus-Fortbildung, die in guter Kooperation mit Katholischen Bildungsinstitutionen in Bonn, Düsseldorf und Köln im September 2011 stattfand und das NikolausMobil, das in der Zeit zwischen dem 1. und 3. Advent durch NRW tourt.

Bei den drei Nikolaus-Fortbildungen wurden „Bischofs-Bewerber für das Amt des Hl. Nikolaus“ von einem Religionspädagogen und jahrzentlang erfahrenen Nikolaus-Darsteller in den Bereichen Religion, Tradition, Pädagogik und Kommunikation auf die Aufgabe vorbereitet, als „Hl. Mann“ aufzutreten. Dazu gab es Tipps für eine korrekte bischöfliche Kleidung und das passende Equipment. Geboten wurden „Qualifizierung im ‚Bischofsamt‘, Einblicke in Leben und Legenden des Hl. Nikolaus sowie die Möglichkeit, Kindern eine Vorbild- und Identifikationsperson vermitteln zu können“. Erwartet wurden „Bewerber, die ihren christlichen Glauben leben, Freude an der Weitergabe christlicher Traditionen und Kultur, Bereitschaft, anderen die ‚guten Seiten‘ im Menschen zu zeigen sowie die Fähigkeit zu Uneigennützigkeit, Nächstenliebe und selbstloses Handeln.“

Das NikolausMobil wird im Advent 2011 an Orte reisen, an denen die Botschaft vom Hl. Nikolaus aus der Sicht der Bündnispartner wieder neu entdeckt werden sollte und manchmal nur schwer bis gar nicht durchdringt. So werden Kindergärten und Schulen, Weihnachtsmärkte und Großveranstaltungen, das Kölner Rathaus und der Landtag in Düsseldorf sowie viele weitere Orte angefahren. Hier kommt nicht nur der Hl. Nikolaus – zumeist in Begleitung der Presse –, zudem hat das Mobil methodisch-didaktisch aufbereitetes Material zum Nikolaus im Gepäck. Das Mobil versteht sich als Verkündigungsmethode der guten Botschaft, der Verkauf von Materialien dient ausschließlich zur Finanzierung des NikolausMobils. In Gesprächen mit Politikern will der BDKJ bei seinem Kommen mit dem Mobil auf die Wichtigkeit der Vermittlung von christlichen Werten aufmerksam machen. Hier wird der BDKJ Köln auch besonders seinem Auftrag gerecht, die Interessen der vielen Kinder und

Jugendlichen in der Politik zu vertreten. Außerdem ist das Mobil ausgestattet mit einer kleinen Präsentation zum Thema „Fairer Handel“ und lädt zum kritischen Umgang mit den Ressourcen unserer Welt sein.

Martin Patzek

Die Zukunft der Pflege im Alter ...

... Ein Beitrag der katholischen Kirche (Die deutschen Bischöfe 92 vom 05. April 2011).

Anmerkungen:

- ¹ Alle Zitate aus den Publikationen und aus der Internetseite des Bündnisses „Nikolaus-komm-in-unser-Haus.de“.

Googelt man „Die Zukunft der Pflege im Alter“, werden in 0,14 Sekunden ungefähr 5.710.000 Ergebnisse präsentiert. Positiv entdecke ich, das der ‚Beitrag der Katholischen Kirche‘ präsentiert am 14. April 2011 von der Deutschen Bischofskonferenz, an erster Stelle steht! „In der Zukunft sind Sie für die Pflege ihrer Eltern verantwortlich!“ verheißt eine Anzeige auf der gleichen Internetseite. Eine andere verspricht „24h Pflege und Betreuung ab 1.490 € im eigenen Zuhause“. Vivo-Moderator Gregor Steinbrenner (3sat, 15. April 2011) stellt sogar Modelle jenseits von Altenheim und Pflegedienst vor: Das Fraunhofer – inHaus –Zentrum in Duisburg zeigt (19.Juni 2011), wie wir in Zukunft mit Hilfe intelligenter IT - Systeme selbst bestimmt in den eigenen vier Wänden leben können. Das Projekt Jutta (JUSt-in-Time Assistance) stattet die gewohnte Umgebung mit Sensoren aus, die den Pflegebedarf des Bewohners ermitteln. Das ist keine Zukunftsvision! In vier Wohngemeinschaften des Sozialwerkes St. Georg für Demenzkranke in Duisburg wird diese Technik bereits dem Praxistest für Menschen zwischen 60 und 90 Jahren unterzogen. Aber geht es allein um technische Pflegehilfen im Alter?

„Die alternde Gesellschaft als Herausforderung für die Kirche“

- hieß der Studientag der Frühjahrs-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Freiburg am 24. Februar 2010.

Prof. Dr. Andreas Kruse, Direktor des Instituts für Gerontologie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg betrachtete es als eine entscheidende Aufgabe von Gesellschaft, Kirche und Politik, zu differenzierten Altersbildern beizutragen. Die Pflegebedürftigkeit vieler alter Menschen führe vor Augen, dass auch das Leben in gesundheitlichen Grenzsituationen einen Teil der menschlichen Existenz darstelle. Er regte einen Diskurs über die Menschenwürde an.

Prof. Dr. Isidor Baumgartner, Lehrstuhl Christliche Gesellschaftslehre und Caritaswissenschaften an der Universität Passau, entwickelte ein christliches Altersbild und ging davon aus, dass die kirchliche Distanz auch in der älteren Generation zunehmen wird.

Aus der caritativen Praxis berichtete der Präsident des Deutschen Caritasverbandes, Prälat Dr. Peter Neher. Er erweiterte nicht nur das Altersbild in der Gesellschaft um das biblische Bild vom Alter und plädierte für eine Kultur der Achtsamkeit, in der soziale Netzwerke Belastungen mittragen. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Dienste und Einrichtungen der Caritas arbeiten auch im Spannungsfeld von bedarfsgerechter Pflege und großem Wettbewerbsdruck! Er votierte für eine nachhaltige Reform der Pflegeversicherung. Die nüchterne Beschreibung der Situation in der Pflege mündete in seine Thesen: „Leben teilen – Zuversicht schenken – Gott begegnen.“ (Pressemitteilungen der DBK, 24./25. Februar 2010)

Hintergrund

Anfang Dezember 2010 kündigte Bundesgesundheitsminister Dr. med. Philipp Rösler ein „Jahr der Pflege 2011“ an. Seine Reformbausteine waren die Verbesserung des Berufsbildes der Pflegekräfte und die Neugestaltung der Pflegebegutachtung. 1995 wurde nach der Unfall-, Renten-, Kranken- und Arbeitslosenversicherung die gesetzliche Pflegeversicherung als fünfte gesetzliche

Versicherung eingeführt. Grund war die wachsende Überlastung der von den Kommunen zu tragenden Sozialhilfe mit den Kosten der Pflegepatienten. Wenn der künftige Pflegeaufwand und der Finanzierungsbedarf voraussehbar sind, soll im dritten Schritt eine kapitalgedeckte Komponente eingeführt werden, die die umlagefinanzierte Pflegeversicherung ergänzt. Sie soll „verpflichtend, individualisiert und generationengerecht ausgestaltet sein“ schrieben die Verhandlungsführer der schwarz-gelben Regierung in ihren Koalitionsvertrag (FAZ.NET 28.12.2010). Inzwischen heißt der Bundesgesundheitsminister Daniel Bahr, studierter Business Manager mit dem Schwerpunkt „International Health Care and Hospital Management“, der das große Projekt bis zum Sommer auf den Weg bringen soll. Bislang sind nur die Konturen der großen Reform zu erkennen: Verbesserung der Leistungen der Pflegeversicherung, Neubestimmung des Pflegebegriffs auch für Demenzkranke, Verbesserung der Arbeitsbedingungen für die Beschäftigten in den Pflegeberufen, Verbesserungen für die Angehörigen von Pflegebedürftigen und die Umstellung der Finanzierung der Pflegeversicherung. Gewerkschaften und Opposition lehnen die Pläne der Koalition ab. Sie plädieren für eine „Bürgerversicherung Pflege“. Demografieforscher Prof. Dr. Bernd Raffelhüschen (Albert-Ludwigs-Universität Freiburg) meint sogar, jeder könne ein Jahr Pflege aus eigener Tasche bezahlen! Mit einer solchen „Karenzzeit“ könnte der Beitragssatz bis 2029 stabil bleiben (WELT ONLINE 20.05.1011). Also der richtige Zeitpunkt für das Wort der deutschen Bischöfe „Die Zukunft der Pflege im Alter“!

Entstehung und erster Überblick

Die Frühjahrs-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz im März 2011 – erstmals in Paderborn – begann mit einem Bußakt im Eröffnungsgottesdienst. Sie stellte sich damit nicht nur dem Skandal sexuellen Missbrauchs Minderjähriger in der

katholischen Kirche, sondern realisierte den Maßnahmenkatalog der Vollversammlung in Freiburg 2010. In Paderborn wurde auch der Entwurf eines Wortes der Deutschen Bischöfe mit dem Titel „Die Zukunft der Pflege im Alter. Ein Beitrag der katholischen Kirche“ verabschiedet. Die Kommissionen der Deutschen Bischofskonferenz für caritative Fragen, und für gesellschaftliche und soziale Fragen haben den Text erarbeitet, nachdem sich die Bischöfe beim Studientag während der Frühjahrs-Vollversammlung im Frühjahr 2010 mit der alternden Gesellschaft als Herausforderung für die Kirche beschäftigt hatten. Die schon bestehende Arbeitsgruppe „Zukunft der Pflege“ hat die Kompetenz von Theologie, Pflegewissenschaft, Gerontologie, Sozialpolitik und Staatsrecht. Unter Leitung des stellvertretenden Vorsitzenden der Kommission für caritative Fragen (XIII) der Deutschen Bischofskonferenz Weihbischof Dr. Bernd Uhl (Freiburg) und der Federführung des Theologen und Sozialpädagogen Johannes Stücker-Brüning (DBK) erarbeiteten Wissenschaftler mit Vertretern des Deutschen Caritasverbandes und der Marienhaus GmbH Waldbreitbach die Vorlage für die Bischöfe. Der Inhalt richtet sich vorrangig an die Verantwortlichen für die Organisation und Durchführung von Pflegeleistungen. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, fasste bei der Pressekonferenz am 17.03. 2011 in Paderborn das Wort der deutschen Bischöfe zusammen: „Es stellt die zentralen Optionen des christlichen Menschenbildes dar und zeigt die Folgerungen daraus für die Pflege auf. Es beschreibt die Herausforderungen für die Pflege in gesellschaftlicher und demographischer Hinsicht, hebt die Würde und die Begrenztheit des Lebens hervor und skizziert die Verantwortung von Staat, Pflegefachkräften, pflegenden Angehörigen und den Einzelnen selbst. Schließlich werden die Seelsorge im Bereich der Pflege und der Beitrag der Kirche zur Förderung dieses Bereiches angesprochen (Pressemitteilung DBK vom 17.03.2011).

Zentraler Gedanke

Die Bischöfe schreiben nicht nur den politischen Verantwortlichen oder den (caritativen) ambulanten und (teil-)stationären Pflegeeinrichtungen ins Stammbuch, sondern verstehen „das Phänomen einer alternden Gesellschaft (auch) als eine *Last* für den Einzelnen, für die Gesellschaft und für die Kirche“ (Vorwort). Deshalb fordern sie „Solidarität und ein respektvolles Miteinander der Generationen“ (ebd.). „Der Beitrag der Kirche ist es, für die Würde jedes Menschen – ob reich oder arm, gesund oder krank, jung oder alt – einzutreten und sie auf ihrem Lebensweg zu begleiten, besonders, wenn sie Unterstützung benötigen“ (ebd.). Das ist nicht neu. Dass aber die „Würde und Begrenztheit menschlichen Lebens“ (2.Kapitel) zusammen gehören, ist mehr und mehr aus dem Blick verschwunden. Die Begrenzung unseres Lebens in seiner irdischen Lebensdauer fordert „Krankheit, Leiden und Sterben als Teil des Lebens und nicht als Scheitern aller Bemühungen um den Kranken zu begreifen“ (2.1). Worin liegt dann der Sinn von „Gebrechlichkeit, Demenz, Leiden und Sterben“? Wie gelingt die Integration von Leben und Tod? Nur in der Begründung der Menschenwürde mit Gottes Ebenbildlichkeit (2.2.). „In Gleichheit vor Gott muss allen Menschen der gleiche Achtungsanspruch zukommen, in allen Lebensphasen und ungeachtet ihrer gesellschaftlichen Stellung und Verdienste“ (2.3). Die Bischöfe verweisen auf das Grundgesetz und zitieren das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes zum Schwangerschaftsabbruch von 1975: „Wo menschliches Leben existiert, kommt ihm Menschenwürde zu; es ist nicht entscheidend, ob der Träger sich dieser Würde bewusst ist und sie selbst zu wahren weiß“ (BVerfG, Urteil vom 25.02.1975 – 1BvF 1/74 -). Damit wenden sich die Bischöfe gegen den Suizid als Lösungsweg für schwer kranke ältere Menschen: „Die gesetzliche Zulassung der Tötung auf Verlangen würde in den stationären Pflegeeinrichtungen massive Ängste auslösen, man werde eines Tages mehr oder weniger freiwillig aus dem Leben

zum Tode befördert "(ebd.). Hier der Hinweis auf die „Christliche Patientenvorsorge“ durch Vorsorgevollmacht, Betreuungsverfügung, Behandlungswünsche und Patientenverfügung der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Verbindung mit weiteren Mitglieds- und Gastkirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland vom Dezember 2010.

Verantwortung für die Pflege

Im umfangreichsten 3. Kapitel werden die Aufgaben des Staates, das Spannungsfeld von familiärer, ambulanter und stationärer Versorgung, die pflegenden Angehörigen und die Pflegefachkräfte sowie die Verantwortung des einzelnen beschrieben. Die Bischöfe berufen sich nicht nur auf die Menschenwürde, sondern betonen die Verpflichtung des Staates: „Die Menschenwürde zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt“ (Art.1 Abs.1 GG). Selbstbestimmung und Selbständigkeit – auch bei Pflegebedürftigkeit – bedeuten nicht nur Strukturentwicklungen auf allen Ebenen, sondern auch die sozialrechtliche Weiterentwicklungen der Sozialen Pflegeversicherung (SGB XI.). Die Bischöfe fordern:

- Die Verbesserung der Leistungen für pflegebedürftige alte Menschen, insbesondere auch für Menschen mit Demenz.
- Die Förderung von Prävention im Alter.
- Die Stärkung vernetzter Versorgungsarrangements.
- Die Entlastung pflegender Angehöriger und anderer Pflegepersonen.
- Die Schaffung guter Arbeitsbedingungen für professionelle Pflege- und Betreuungskräfte.

Das ist nicht zu trennen von einem neuen *Pflegebedürftigkeitsbegriff*. Die ursprüngliche Definition laut §14 SGB XI (Pflegeversicherung) ist: „Pflegebedürftige sind Personen, die wegen einer körperlichen, einer geistigen oder seelischen Krankheit oder Behinderung für die gewöhnlichen und regelmäßig wiederkehrenden Verrichtungen

im Ablauf des täglichen Lebens auf Dauer, voraussichtlich für mindestens 6 Monate, in erheblichem oder höherem Maße der Hilfe bedürfen.“ Leider wird diese Definition dann auf die Körperpflege, die Ernährung, die Mobilität und die hauswirtschaftliche Versorgung eingeschränkt und für die Gewährung von Leistungen für pflegebedürftige Personen drei Pflegestufen zugeordnet. Im Unterschied zum jetzigen Begutachtungsverfahren ist beim neuen Pflegebedürftigkeitsbegriff der Maßstab zur Einschätzung von Pflegebedürftigkeit nicht die erforderliche Pflegezeit, sondern der Grad der Selbständigkeit bei der Durchführung von Aktivitäten oder der Gestaltung von Lebensbereichen. Das soll dazu beitragen, dass das Denken in Pflegeminuten und das Aufaddieren von Maßnahmen in der Pflegedokumentation möglichst bald verschwindet. Der letzte Vorstoß der SPD-Fraktion im Deutschen Bundestag vom 25. März 2011 mahnte den Koalitionsvertrag zwischen CDU, CSU und FDP vom 26. Oktober 2009 an, der eine neue differenzierte Definition der Pflegebedürftigkeit ankündigte. Der Bundestag beschloss die Überweisung in die Ausschüsse für Gesundheit, Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz, für Arbeit und Soziales, für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (100.Sitzung des Deutschen Bundestages, Drucksache 17/2480). Weiter ist es den Bischöfen ein Anliegen, dem Eintritt von Pflegebedürftigkeit vorzubeugen als gemeinschaftliche Aufgabe aller und jedes Einzelnen. Pflegedienste (Sozialstationen) haben eine Relevanz für die Dienste und Einrichtungen der Caritas. Die Stärkung und Unterstützung sozialer Netzwerke bis hin zu neuen Wohn- und Betreuungsformen sollte stärker in Trägerschaft caritativer Dienste und Einrichtungen sein! Die Privatsphäre und Intimität des einzelnen in Pflegeheimen zu wahren, spricht die schon beschlossene Unterbringung in einem Einzelzimmer an. Als Beispiel das Land NRW, das von seiner Gesetzgebungskompetenz auf dem Gebiet des Heimrechts Gebrauch machte: Am 01. Januar 2009 trat das neue nordrhein-westfälische Wohn- und Teilhabegesetz in Kraft.

Die Durchführungsordnung legt fest, dass drei Jahre nach dessen Inkrafttreten Mehrbettzimmer abgeschafft sein müssen. Wie schon im Landespflegegesetz (PfG NRW vom 19.März.1996, zuletzt geändert 08.Juli 2003) grundgelegt, soll bis Mitte des Jahres 2018 der Anteil der Einzelzimmer mindestens 80 Prozent betragen (WTG NRW vom 18.11.2008, Durchführungsverordnung § 2a).

Seelsorge in der Pflege und der Beitrag der Kirche

„Die Einbeziehung von Seelsorge ist eine Hilfe und Bereicherung für eine gelingende Pflege. Alle Menschen haben das unverfügbare Recht auf ein menschenwürdiges Sterben, ohne allein gelassen zu werden und vermeidbare Schmerzen zu erleiden.“ So lauten die letzten Eckpunkte für die Zukunft der Pflege (Schlussbemerkung/Fazit 9./10.) Die Grundlage dazu ist der Grundgesetzartikel 4, die Glaubens-, Gewissens- und Bekenntnisfreiheit: „Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses sind unverletzlich (1). Die ungestörte Religionsausübung wird gewährleistet. (2). Durch den Bezug zur Pfarrei mit ihren Gemeinden, zu Pfarrverbänden und Pfarreiengemeinschaften sowie durch die Zusammenarbeit mit anderen caritativen Diensten vor Ort haben Dienste und Einrichtungen caritativer Pflege auch die bessere Chance, seelsorgliche Wegbegleiter zu sein auf der Suche nach einer Antwort, die den Erfahrungen von Leid, Krankheit, Älter werden und Sterben einen Sinn gibt. Gehören die Fragen, Sorgen und Nöte der Pflegebedürftigen und ihre Lebenswelt nicht auch in Verkündigung und Gottesdienst? Für mich umfasst „Pfarrei mit ihren Gemeinden“ die Zusammenarbeit mit allen Menschen guten Willens. Hilfreich ist dabei ein Runder Tisch von beruflichen, freiwilligen und ehrenamtlichen Frauen und Männern, aus pflegerischen und medizinischen Berufen, aus Seniorenzentrum und Klink, aus Sozialstation und Hospiz, aus Behörden und der

(örtlichen) Presse. Dann kommen die Ressourcen des Lebensraumes in den Blick. Dann wird deutlich wie ein bedarfsgerechtes Hilfeangebot durch Familie, Freunde und Nachbarn über Selbsthilfe- und ehrenamtliche Helfergruppen bis zu organisierten Fachdiensten aussieht: Modernes Zeichen von Liebe!

Berufliche, freiwillige und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas erwarten von Priestern, Diakonen und pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern geistliche Begleitung. Sie wünschen sich berufliche und ehrenamtliche Seelsorgerinnen und Seelsorger in ihren Einrichtungen. Freiräume sind dabei die Teilnahme an Besinnung, Exerzitien und Katholikentagen bzw. ökumenischen Kirchentagen. Sie suchen das ökumenische Miteinander in der Zusammenarbeit mit allen Menschen guten Willens. Liebe Mitbrüder und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Seelsorge, helfen Sie dabei!

Literaturdienst

Heinrich Dickerhoff: Beten. Das Leben zur Sprache bringen. Reihe: Inspiration Christentum. Herder Verlag, Freiburg, 2011. 140 S., 7,95 Euro.

Der Verfasser des kleinen Buches ist Pädagog, Direktor der Kath. Akademie Stapelfeld (Bist. Münster) und Präsident der Europäischen Märchengesellschaft, als Autor und Herausgeber zahlreicher Bücher bekannt.

Schon auf den Einführungsseiten und immer wieder das Buch hindurch klingt seine Märchenkenntnis und -arbeit an, so wenn er öfter das Märchenmotiv vom „Königskind“ gebraucht und auf S. 11 schreibt: „Beten hilft, mich meiner Würde und Kostbarkeit zu erinnern und meiner Berufung und Begabung zur Geschwisterlichkeit mit den anderen Königskindern des Himmels.“

Die Begründung des Betens, wie sie in der Einführung schon vorgegeben wird, entfaltet er ausführlich im ersten Kapitel „Gute Gründe – und schlechte – für das Beten“. Er führt dann weiter zu den Fragen: Was soll und kann das Gebet? (eine „aufgeklärte“ Nachfrage) und: Was bewirkt das Gebet? Das Kapitel endet mit der Zusammenfassung: Betend der Wirklichkeit Gottes innwerden – damit so aus einer Weltanschauung über ein „höchstes Wesen“ eine Glaubensbeziehung zu dem einen Grund und Vater wird.

Im zweiten Kapitel „Warum beten?“ gibt Verf. eine Rückschau auf Vorerfahrungen, auf die Tradition des Gebetes in vorchristlicher Zeit. „Staunen und Schrecken (sind) die Ausgangserfahrungen menschlicher Religiosität und die Urmotive menschlichen Betens“ (S. 36). In der biblisch-christlichen Tradition haben sich diese Tiefenerfahrungen ausgesprochen in vier Hauptdisziplinen des Betens: Lob und Dank, Bitte und Klage. Zu ihnen wird vieles Erhellende und Hilfreiche gesagt, insbesondere auch über das Beten Israels. Als Abschluss des Kapitels folgen Ausführungen über das Vaterunser, das eine verdichtete Anweisung für glückendes Leben, Glauben und auch Beten genannt wird. Besonders ansprechend und neu für mich finde ich die Gedanken über die Rede von Gott als Vater und über die Versuchung durch Fanatismus und Fatalismus.

Im dritten Kapitel „Beten lernen“ wird gesprochen über das „Beten ohne Not“ als den Normalfall des Betens. Dafür gilt es Zeit-Räume freizuhalten. Ausführlich wird die Bedeutung und Angemessenheit der Körperhaltungen beschrieben. Gut gelungen erscheinen mir die abschließenden sieben Ratschläge für das Beten.

Im vierten und letzten Kapitel stellt der Verf. einige ihn tragende Gebetsworte vor, zunächst kurze Gebete („Mantras“), darunter das Jesus-Gebet der Ostkirche, eine „ratifizierte“ Fassung des Ave Maria, des Angelus und des Rosenkranzes. Es folgen ausgewählte Psalmen in einer an der Bibelübersetzung von M. Buber und Fr. Rosenzweig orientierten Übersetzung sowie neutestamentliche Texte wie Magnifikat, Benediktus und mehrere Christuslieder, ebenfalls in einer eigenen Übersetzung und – ebenso wie bei den Psalmen – mit einem kurzen Kommentar.

Über das Buch verstreut finden sich neben den im vierten Kapitel aufgeführten Gebeten noch weitere wörtlich abgedruckte Gebetstexte, u.a. der Sonnengesang des hl. Franziskus, die Litanei von der Gegenwart Gottes, dazu auch Zitate von geistlichen Meistern sowie kurze Erklärungen zu Personen und spirituellen Begriffen und Texten.

Auf den wenigen Seiten des Buches ist so eine Fülle von Gedanken und praktischen Anregungen zusammengefasst, die zum Teil ganz neu und anders sind als die in den letzten Jahren recht zahlreich erschienenen Büchern zu dem alten und ewig neuen Thema: Beten – wie geht das? So kann man für sich gute Einsichten in die eigene Gebetspraxis gewinnen, die man dann auch in der Seelsorge weiter vermitteln kann.

Norbert Friebe

Ulrich Wilckens: Standpunkte. Grundlegende Themen biblischer Theologie. Neukirchener Verlag. Neukirchen-Vluyn, 2010, Freiburg i. Br., 2007. 140 S.; ISBN 978-3-7887-2456-6, 14,90 Euro.

Aus ganz verschiedenen Richtungen kommen in letzter Zeit Bücher auf den Markt, die sich auf den Kern des christlichen Glaubens besinnen wollen. So verschieden ihre Wahrnehmung der Gegenwart auch sein mag, entstanden sind sie alle aus dem Ringen mit einer tiefen Glaubenskrise. Ulrich Wilckens möchte mit seinem kompakten Buch allen Christen den Rücken stärken, die darauf bestehen, „dass die Bibel ihre Autorität als die heilige Schrift behält und die Wahrheit christlichen Glaubens

nicht dem Strudel des heutigen Meinungspluralismus anheim fallen darf" (8f).

Zu sechs großen und elementaren Themen nimmt der anerkannte Neutestamentler und ehemalige Landesbischof prägnant Stellung: (I) Die fundamentale Bedeutung des Kreuzes Christi (13-29) entfaltet er als Handeln Gottes in und an seinem Sohn, das in letzter Radikalität erweist, wer der biblische Gott in Wahrheit ist. (II) Mit großem Nachdruck macht sich der Autor für die Wirklichkeit der Auferweckung Jesu stark (30-48). (III) Das Kapitel über den Heiligen Geist (49-64) arbeitet heraus, wie gerade die vom Geist gewirkte Gabe der Unterscheidung der Kirche zu der ihrem Wesen gemäßen Einheit verhelfen kann. (IV) Das Theozieeprobem (65-82) wird mit der universalen Hoffnung auf die Auferstehung der Toten konfrontiert, ohne damit den Widerspruch einer von Leid und Unrecht gezeichneten Welt einzuebene. (V) Zur Trinität (83-100) wird dicht und eindrucksvoll dargelegt, dass das christliche Bekenntnis zum dreieinen Gott dem Glauben an den einen Gott Israels nicht widerspricht, sondern in ihm grundgelegt ist. Zentrales Gewicht hat dabei der Gottesname, wie er in Ex 3,14 erstmalig offenbart und in Texten wie Ex 33,19; 34,6 weiter entfaltet wird. (VI) Der ökumenische Dialog über das Wesen von Kirche und Amt (101-140) scheint hoffnungslos festgefahren. Wilkens entwickelt aus der Rückbesinnung auf die für beide Konfessionen verbindlichen Traditionen eine Reihe von weiterführenden Perspektiven. Sie erfordern von allen großen christlichen Konfessionen einen je eigenen „Lernprozess" (vgl. 118f).

In dem äußerlich schmalen Band vertritt Ulrich Wilkens erfrischend klare Standpunkte, die aus dem Wissens- und Erfahrungsschatz eines bedeutenden Theologen und Seelsorgers schöpfen. Die Leserschaft wird zwar nicht mit überraschend neuen Einsichten konfrontiert oder in eine theologische Kontroverse zu offenen Fragen verwickelt, sie darf aber mit zuverlässiger Orientierung über die Fundamente christlichen Glaubens, wie ihn die Schrift bezeugt, rechnen. Der Verfasser hat ein gelungenes Konzentrat seiner mehrbändigen ‚Theologie des Neuen Testaments‘ vorgelegt, das man allen ans Herz legen möchte, die auf einen biblisch solide verankerten Glauben Wert legen.

Axel Hammes

Karl Borsch – Johannes Bündgens (Hrsg.), Konzil und Bistum. Das II. Vatikanische Konzil und seine Wirkung im Bistum Aachen und bei den

Nachbarn. Festgabe für Bischof Heinrich Mus-singhoff zur Vollendung des 70. Lebensjahres, Aachen: Einhard Verlag 2010, 422 S., Leinen, 22,50 Euro.

Da sich „Bischofsfestschriften" überwiegend im diözesanen Rahmen profilieren, ist ein erstes Merkmal dieser dem Aachener Bischof gewidmeten, dass insgesamt zehn „Ortskirchen" bearbeitet werden. Zugleich ist die Thematik auf den Epochen-Wendepunkt der kirchlichen Zeitgeschichte und wohl auch des Geehrten (Priesterweihe 1968) fokussiert, das Zweite Vatikanische Konzil. Aktuell im Bistum Aachen unter dem „Zusammenlegungs-Stress" von 540 Pfarreien auf 71 „Gemeinschaften von Gemeinden" stehend, gibt einfürend dazu der Bochumer Zeithistoriker Wilhelm Damberg einen guten Forschungsüberblick über die postvatikanische Diözesangeschichte. Dass die Diözesen als „konstitutive Grundgestalt der Verfassung der katholischen Kirche handelndes Subjekt und nicht nur Objekt bischöflicher Leitung" sind, zeigen die acht folgenden katholischen diözesangeschichtlichen Überblicke. Sie werden eröffnet von Joachim Kardinal Meisner mit der Darstellung „des Verlaufes des Konzils in der Wahrnehmung des Erzbistums", wozu er sich auf den Lebensbericht von Hubert Jedin und die Kardinal-Frings-Biographie (N. Trippen II, 2005) stützen kann. Für die Darstellung des Bistums Münster konnte Damberg seine einschlägige Habilitationsschrift fortschreiben und hat u. a. den Aufbau des „Rätesystems" prägnant dargestellt. Besonders für das Ruhrbistum Essen hat sich Jürgen Bärsch (KU Eichstätt) der Vielfalt der auf dem Konzil behandelten Themen, der interkirchlichen Prozesse und Auseinandersetzungen und ihrer Komplexität fundiert und ertragreich gestellt sowie die Rezeption der Liturgiereform bis zum Erscheinen des „Gotteslobes" beschrieben. Für das Bistum Trier zeichnen Franz Josef Gebert und Wolfgang Lentzen-Deis die Konzilsfolgen von den frühen Aufbrüchen des katholischen Milieus über den Trierer Katholikentag (1970) zur unter begonnenen „Neustrukturierungs-Phase" ausgewogen nach. Zu der Frage „wie das Konzil ins Bistum Aachen kam" beginnt Herbert Arens mit dem besonderen Umstand, dass im Jahr der Konzilsankündigung die Aachener Diözesanstatuten approbiert wurden. „Der Zug des Konzils fuhr dem Zug der Diözesanstatuten in die Flanke". Aus dem gut dokumentierten Wandlungsprozess sei das Beispiel des Pfarrer Josef Thomé genannt, dessen Buch „Der mündige Christ"(1949) noch

1955 indiziert wurde; das dann 1968 neu aufgelegt wurde und nun dem Autor hohe Ehrungen einbrachte.

Die Reihe der Nachbarbistümer eröffnet der Eupener Staatsarchivdirektor Alfred Minke mit dem Bistum Lüttich zwischen „struktureller Entchristlichung und ständigem Neubeginn“. Mit den Besonderheiten der drei deutschsprachigen Dekanate und des Wallfahrtsortes Banneux bestätigt sich die Analyse von 1971, das „Aggiornamento“ des Zweiten Vatikanums hat „weder die Rückkehr der Fernstehenden bewirkt noch den Eifer der nur gelegentlich Praktizierenden neu entfacht noch den im Hinblick auf die Zukunft äußerst bedenklichen Exodus der Jugend aufhalten können“ (R. Mols). Die zeitgeschichtliche Unzugänglichkeit von Quellen hat Minke mit einer Priester-Befragung überbrücken können. Nach Ben Janssens vom Rolducer Priesterseminar wandelte sich im Bistum Roermond der „trotzige Minderheitenkatholizismus“ nach dem Provinzialkonzil von Noordwijkerhout zu einer „polarisierten Kirche“, die auch durch den Papstbesuch (1985) nicht ausgeglichen werden konnte, sondern erst unter Bischof Frans Wiertz, so dass im Bistum Roermond „die Rezeption des Konzils in seinem vollen Reichtum immer noch ein Desiderat ist“. Für das postkonziliar 1967 gegründete „junge und dynamische“ Bistum Hasselt legen Mathijs Lamberigts und Karim Schelkens von der KUL einen ersten und guten Überblick über die postvatikanischen Veränderungsprozesse vor.

Abgerundet wird der Band durch zwei „nicht-katholische“ Perspektiven. Der Sekretär der Griechisch-Orthodoxen Metropole in Deutschland, Konstantinos Vliagoftis, zeichnet die wachsenden ökumenischen Kontakte der seit 1963 bestehenden Metropole nach. Für die Evangelische Kirche im Rheinland beschreibt der Kölner Ökumene-Pfarrer Hans-Georg Link die vielfältigen ökumenischen Beziehungen von der Epoche des Nationalsozialismus bis zur Vision von Präses Peter Beier bei der Trierer Heilig-Rock-Wallfahrt (1996) von einer ersten rheinisch-ökumenischen Synode im Jahre 2000.

Auch wenn der Sammelband leider kein Register hat, sind die Beiträge durchweg klar gegliedert und ermöglichen so eine gezielte und vergleichende Analyse. Trotz der noch schwierigen zeitgeschichtlichen Quellenlage ist es den Redakteuren (H. Hammans und D. Wynands) gut gelungen, relativ homogene und sehr materialreiche Beiträge „just in time“ zusammen zu bringen, die von den beiden Aachener Weihbischöfen herausgegeben wurden.

Sowohl für die „Generation der Zeitzeugen“ in der früh christianisierten Maas-Rhein-Region als auch darüber hinaus für die Rezeptionsgeschichte des Zweiten Vatikanums in der „Kirche der Weltgesellschaft“ ist dies ein instruktiver und lesenswerter Sammelband der lebendigen und fortwirkenden kirchlichen Zeitgeschichte.

Reimund Haas

Wolfgang Erk (Hrsg.): Mit einem Engel durchs Jahr. Lyrik und Prosa für 366 Tage. Radius-Verlag GmbH, Stuttgart 2011. 480 S., 20,00 EUR.

„Der Engel in dir ... Er bewacht/deinen Weg“, heißt es in einem Gedicht der jüdischen Dichterin Rose Ausländer – ein tröstlicher Satz vielleicht für einen schwierigen Tag. Engeltexte für 366 Tage hat Wolfgang Erk in diesem schönen Leinenband zusammengestellt, Gedichte, kurze Prosastücke, Weisheiten, Lieder, Bibelstellen, Gebete und Hymnen. Ein Satz von Hölderlin findet sich etwa am 3. Februar: „Was ist die Weisheit eines Buches gegen die Weisheit eines Engels?“ oder, am 10. März, ein Gedanke von Meister Eckhart: „Ein Engel ist nichts anderes als die Idee Gottes.“ Sätze, die zum Nachdenken anregen! Aber auch Unbeschwerteres findet sich: „Laß die Engel bei uns wachen,/ daß wir wie die Kinder lachen ...“ (Eichendorff, 23. März), ein frühes Gedicht von Friederike Mayröcker „Der Engel ist in allen Dingen ...“ (11. Januar) oder – am 1. April – Heiteres vom Pianisten Alfred Brendel: „Wenn die Engel kommen/erzählen sie gerne Geschichten/etwas ungereimt freilich/Engel lieben Unsinn ...“. Bekannte und unbekannte Texte sind neu oder wieder zu entdecken, von Mörikes Neujahrsgedicht bis Benjamins Weihnachtserzählung, von Härtling, Böll, Lessing, Rilke, Stifter, Trakl u.v.a. Der über 90jährige Schweizer Pfarrer und Schriftsteller Kurt Marti hat eigens für diesen Band das Gedicht „Offene Fragen“ geschrieben: „Über Engel ein Gedicht?/Von mir leider nicht./Es ist mir von ihnen/noch keiner erschienen.“ Doch die letzte Strophe beginnt: „Nichts wäre mir lieber/als daß es die Engel gäbe ...“. Daneben hat der Herausgeber eine der 12 Engelzeichnungen von Paul Klee gestellt, den verschmitzt schauenden „Schellen-Engel“. Mit Lesebändchen, Autoren- und Textregister, einem Geleitwort von Präses Nikolaus Schneider und einem Nachwort des Herausgebers ist dieses Buch ein wunderschöner Begleiter für ein ganzes Jahr.

Gabriele von Siegroth-Nellessen

Unter uns

Auf ein Wort

Johannes 1,5

Wenn der Christus-Stern
weihnachtlich aufscheint,
was bringt er ans Licht?
Nicht nur das göttliche Kind
mit den Eltern, die
dankbar und staunend,
fragend wie hoffend,
mehr ahnend als wissend
es bergend in ihre Mitte nehmen.
Auch nicht nur die Hirten
aus Judas nächsten Gefilden
oder die Weisen
aus des Ostens fernster Ferne,
die kommen mit Gesten
des Gebens und
niederfallenden Betens.

Wenn der Christus-Stern
weihnachtlich aufscheint,
dann wirft er ein Licht
auch auf die ärmliche Krippe
und die Herzenskälte,
die besseres Quartier
dem Weltenkönig verweigert.
Auch des Herodes Palast
mit all seinen Lügen und Ängsten,
den falschen Spielen
um Macht und Prestige
wird sichtbar in seinem Schein.

Die Opfer, Kinder gar,
werden dem Dunkel entrissen,
wenn der Christus-Stern
weihnachtlich scheint.

Er hebt aus dem Dunkel
der Vergessenheit ans Licht,
für die Gott
- wenn auch für die Täter -
soeben und gerade
Mensch geworden.

Schwer hat's
das Licht des Christus-Sterns,
wenn Fassadenglanz
und Kunstlichtgepränge
aus der Erde entliehener Energie
das Dunkel übertüncht,
das rückseits
abgrundtief und immer neu
in Katastrophen sich ergießend
bei Mensch und Vieh
und Lebensraum
als Todesschatten lauert.
Vielfräßig ist des Dunkels Maul
in dir und mir und in der Welt.
Selbst wenn!

Und trüge es
ein gülden glänzendes Gebiss,
vermag's das Licht
nicht aufzuschlucken -
bezeuget hoffnungsvoll
das Evangelium.
Wo diese Glaubenshoffnung
Wurzel fasst,
scheint heut schon auf
ganz weihnachtlich
der Christus-Stern.

Gunther Fleischer

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E